WILHELM CRONE

DAS IST Ludendorff



WILHELM CRONE

Das ist Ludendorff

Ausschnitte aus der Feldherrnarbeit
des Ersten Generalquartiermeisters
im Großen Hauptquartier

Mit 15 Aufnahmen

Traditions-Verlag Kolk & Co.
Berlin SW 68

Druck der August Pries GmbH in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Bild-Nachweis:

Bild- und Film-Amt (6) — Gordon (3) — Kühlewindt (1)
Rex (1) — Scherl (1) — Schütrumpf (2)

Zum Geleit!

Der Verfasser dieses Buches, Dr. Crone, hat mich um ein Geleitwort gebeten. Ich komme diesem Wunsche um so lieber nach, als wir beide in dem uns beherrschenden Gefühl höchster Bewunderung, Verehrung und Dankbarkeit dem Feldherrn Ludendorff gegenüber völlig übereinstimmen, wie wir ihn in seiner überragenden Persönlichkeit, seinem militärischen Genie, seiner fast übermenschlichen Arbeitskraft, seinem unbrechbaren Siegeswillen, seinem lauteren Charakter, seinem deutschen Herzen im Weltkriege persönlich kennenlernen durften.

Der Herr Verfasser will durch seine Schilderungen dem deutschen Soldaten des Weltkrieges, der Ludendorff nie vergessen kann, Freude und Anregung verschaffen; er will den vielen, namentlich in der deutschen Jugend, die leider vielleicht nur noch wenig von ihm wissen, in Erinnerung rufen, was er in $4^1/_2$ Jahren schwersten Kampfes für Deutschlands Sein, für seine Zukunft getan hat. „Deutsche, das ist Ludendorff!" ruft das Buch. Möge es reichen Erfolg haben, mögen die Deutschen sich der Worte wieder erinnern, die Hindenburg einst über seinen großen Mitarbeiter schrieb: „Ein ganzer Mann, kraftvoll in sich geschlossen, freilich auch eckig und kantig, aber geschaffen für ein gigantisches Werk, wie kaum ein Zweiter in der Geschichte."

v. Eisenhart Rothe,
General der Infanterie a. D.
(1915/16 Oberquartiermeister im Stabe Ober-Ost, 1917/18
Generalintendant des Feldheeres im Gr. Hauptquartier)



Zur Einführung

Ein dünnes, graues Heftchen liegt vor mir — eines meiner wertvollsten Erinnerungsstücke aus der Zeit des großen Krieges.

Es ist das „Verzeichnis sämtlicher im Unterkunftsraum des Großen Hauptquartiers befindlichen Fernsprechteilnehmer", im Mai 1917 zusammengestellt von der Feld-Telegraphendirektion des Gr.H.Qu., bei der ich in den letzten beiden Kriegsjahren meinen Dienst zu versehen hatte.

Die dritte Seite des Fernsprechheftchens bringt die Übersicht über alle Formationen, die das eigentliche Große Hauptquartier ausmachten. Aus ihrer Aufzählung wird man sich — auch ohne die Anzahl der bei ihnen Dienst tuenden Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften zu kennen — ein ungefähres Bild von der Größe und dem Aufbau dieses riesigen Organismus — dem „Kopf und Herzen des Heeres" — machen können.

Es sind dies:

Admiralstab
Auswärtiges Amt (siehe unter Reichskanzler)
Chef des Feldeisenbahnwesens
Chef des Feldkraftfahrwesens
Chef des Feldsanitätswesens
Chef der Feldtelegraphie (später Nachrichtenwesens)
Chef des Generalstabes des Feldheeres
Chef des Kriegsvermessungswesens

Feldintendantur (Feldkriegskasse, Feldproviantamt, Garnisonverwaltung, Marketenderei)
Feld-Oberpfarrer
Feld-Oberpostmeister
Feldpoststation 344
Funkerabteilung der Obersten Heeresleitung
Geheime Feldpolizei
Geheimes Zivilkabinett
General-Inspekteur der Artillerie — Schießschulen (General von der Artillerie Nr. 1)
Generalintendant des Feldheeres
Generalquartiermeister
General vom Ingenieur- und Pionierkorps
Inspektion der Gasregimenter
Kaiserlicher Kommissar und Militär-Inspekteur der freiwilligen Krankenpflege
Kaiserliches Kraftfahrkorps
I. Kommandant
II. Kommandant (Kommandeur der Stabswachen mit Infanterie - Stabswache, Kavallerie - Stabswache, Flug-Abwehr-Batterie und Scheinwerfer-Abteilung; Kommando der 2. Landsturm-Pionier-Kompanie)
Kommandierender General der Luftstreitkräfte
Kraftwagenpark
Leibgendarmerie
Marine-Kabinett
Militär-Bevollmächtigte
Militär-Kabinett
Oberhofmarschall-Amt
Ober-Marstall-Amt (Militärverstärkungs-Kommando)
Politische Polizei

Reichskanzler und Auswärtiges Amt
Reichs-Marine-Amt
Reitende Feldjäger
Stab des Kriegsministers
Telegraphendirektion.

Auf Seite 11 des Heftchens steht unter „Chef des Generalstabes des Feldheeres“ zu lesen:

v. Beneckendorff und v. Hindenburg, Generalfeldmarschall G 102
Ludendorff, General der Infanterie, Erster Generalquartiermeister G 100.

Kaum eines Mannes Leben und Wirken ist von der Menschen Gunst so sehr begleitet, von der Feinde und der Parteien Haß und Ränke so sehr in den Schmutz gezogen worden wie das des Generals Erich Ludendorff. Mit dem Geschehen der langen Jahre des letzten großen Krieges ist aber auch kaum ein Einzelschicksal enger verbunden als das des Mannes, den ein gütiges Geschick in der Nacht des 23. August 1914 mit dem damaligen General der Infanterie, späteren Generalfeldmarschall v. Hindenburg zusammen als Retter nach dem bedrohten Osten sandte.

Seitdem geht dieser beider Namen in die weite Welt. „Wo mein Name genannt wird, da darf der Ludendorffs nicht fehlen, sonst ist das Bild unvollständig“, so äußerte einmal der Feldmarschall.

Das Vertrauen des Obersten Kriegsherrn berief dann den damaligen Oberbefehlshaber Ost und seinen Chef des Stabes, die Sieger von Tannenberg, in Masuren, Polen, Südrußland und Galizien, als diejenigen, „die als Sol-

daten eben doch die weitaus besten waren, über die unser Zeitalter verfügte", im August 1916 an die Spitze der Obersten Heeresleitung.

Mit der Übernahme des Oberbefehls über das gesamte Feldheer wurden die beiden Feldherren vor neue Aufgaben gestellt, über deren Tragik und Schwere sich wohl kaum jemand klarer war als Ludendorff, der neuernannte Erste Generalquartiermeister, der im vollen Einvernehmen mit Hindenburg, dem Chef des Generalstabes des Feldheeres, dem dritten seit Kriegsausbruch, über die Stellung eines Chefs des Stabes hinaus die volle Mitverantwortung vom Obersten Kriegsherrn forderte und auch erhielt.

Mit dieser Mitverantwortung wuchs die Größe seiner Aufgaben und mit der Bewältigung dieser immer größeren Aufgaben wiederum die durch nichts zu brechende, unbändige Kraft Ludendorffs wahrlich ins Titanenhafte.

Ludendorff ist eine ausgesprochene Führerpersönlichkeit, daneben eine Herrennatur. Schon dem jungen Hauptmann, dem Generalstabsoffizier, ging der Ruf voraus, daß er kein „bequemer Untergebener" sei. Selbst dem fast 48jährigen Oberst und Regimentskommandeur „müsse noch Disziplin beigebracht werden", so schrieb der derzeitige Chef des Militärkabinetts im Jahre 1913 an Ludendorffs Kommandierenden General v. Einem.

Aber wer hätte überhaupt oder gar besser vermocht, dem Unglücksrad in die Speichen zu fallen, als ein nur auf Kampf Gestellter, ein schonungslos allen Widerständen Trotzender, schonungslos auch gegen sich selbst? Das vermochte nur einer: Ludendorff. Und das alles um des einen großen Zieles willen: um Deutschlands Größe, Macht und Ehre, um Deutschlands Freiheit nach innen und außen!

Die nachfolgenden „Ausschnitte aus der Feldherrnarbeit des Ersten Generalquartiermeisters im Großen Hauptquartier“ sollen kleine Einblicke gewähren in das tägliche Getriebe an dem großen Steuerrad allen Kriegsgeschehens. Es kann sich naturgemäß nur um Bruchstücke handeln und Momente, die wie winzige Mosaiksteinchen aus dem Gesamtbild willkürlich hier und dort herausgegriffen sind, aber doch in ihrer Folge zeigen, wie ungeheuer Last und Leistung waren, die damals auf Ludendorff lagen und von ihm mit beispielloser Kraft bewältigt wurden.

Wenn dennoch die Umstände und Ereignisse stärker waren, die Deutschland in seinem heroischen Ringen unterliegen ließen, so wäre es leichtfertig, hier von dem „menschlichen Versagen“ des Feldherrn Ludendorff zu sprechen. Seine Leistungen sind über jeden Zweifel erhaben.



„Meine Stellung war eine undankbare, dessen war ich mir voll bewußt; ich trat sie an mit dem heiligen Streben, nichts anderes zu tun und zu denken, als den Krieg zu einem siegreichen Ende zu führen!"

Am Rande des herrlichen alten Klostergartens von Belair steht der deutsche Kaiser mit seinen drei Kabinettschefs.

„. . . Ein wundervolles Fleckchen Erde ist das hier, nicht wahr? . . ."

— Wilhelm II. hebt seinen rechten Arm und zeigt auf das zu ihren Füßen liegende Charleville und die von den abendlichen Sonnenstrahlen golden glänzenden, durch das ganze Landschaftsbild sich hinschlängelnden Windungen der Maas —

„. . . und wissen Sie, meine Herren, daß es Einer deutschen Namens war, der zum erstenmal Belair in einer Urkunde erwähnt hat, der Besitzer von Mohon, Gerlach von Brandenburg? Carl von Gonzaga, der Gründer der Stadt Charleville, siedelte die Hieronymiten von Fumay, einen Eremitenorden, die den heiligen Hieronymus zum Schutzpatron hatten, hier an und baute diesen ein kleines Kloster . . ."

Im Weiterschreiten zieht der Kaiser die würzige Höhenluft tief in seine Lungen und erzählt den Begleitern in seiner temperamentvollen Sprechart von Belair und seiner Vergangenheit.

Hörbare Schritte und leichtes Sporenzirpen auf dem Gartenweg lassen den Militärkabinettschef v. Lyncker sich umblicken. Der diensttuende Flügeladjutant v. Hirschfeld

kommt näher und übergibt dem Kaiser einen roten Telegrammumschlag. „Eigenhändig. An Seine Majestät den Kaiser und König." Die roten und daher eigenhändig zu öffnenden Brieftelegramme lassen immer etwas Besonderes, Mitteilungen von entscheidender Bedeutung vermuten.

Vorausahnend, daß es nichts Gutes sei, bemerkt der Oberste Kriegsherr, während er den Umschlag erbricht:

„Welche Hiobsbotschaft mag mir nun wieder diese abendliche Ruhe rauben wollen"?

Dann liest er:

Der Reichskanzler Berlin, den 22. Juli 1916.

An Seine Majestät den Kaiser und König.

Eingehende Unterredung mit Grafen Julius Andrassy. Dieser äußert, daß Zusammenbruch Österreich-Ungarns unmittelbar bevorstehe. Bethmann-Hollweg.

Der Kaiser wirft den Kopf in den Nacken, daß die silberweißen Haare sich im Windstoß bauschen:

„Sehen Sie, Exzellenzen, da haben wir den Salat!"

Kaum hat der Kaiser ausgesprochen, fällt General v. Lyncker ein, während die beiden anderen Kabinettschefs wie aus einem Munde sich in gleicher Weise Luft machen:

„Euer Majestät, es ist keine Zeit mehr zu verlieren. Ich rate dringend, sofort nach Pleß zu fahren und dort mit Hindenburg und Ludendorff und der österreichischen Obersten Heeresleitung die Lage selbst zu besprechen."

„Ich gebe nicht allzuviel auf das Geschwätz der Abgeordneten. Sie wissen immer alles und wittern hinter allem Unheilvolles, wenn es ihnen nicht in ihren Kram

paßt, wenn es nicht im Interesse ihrer Partei ist, die sie vertreten. Andrassy ist zwar nicht unglaubwürdig, aber ..."

– die Blicke des Kaisers sind fest auf seine Begleiter gerichtet –

"... ich will meine Soldaten hören. Ich muß erst wissen, was die beiden Generäle in Kowno mir hierzu zu sagen haben. Exzellenz Lyncker, fahren Sie sofort in die Präfektur, ich lasse noch heute abend Exzellenz Falkenhayn bitten."

Die große, schlanke Gestalt des Militärkabinettschefs verschwindet im Dämmerlicht hinter den großen Bäumen des Klostergartens. Das Wort nimmt sogleich die kleine Exzellenz, der Zivilkabinettschef v. Valentini:

"Euer Majestät, die Chancen waren nie so günstig wie augenblicklich, es ist eine zwingende Notwendigkeit geworden, daß nunmehr die Übertragung des gesamten Oberbefehls an der Ostfront an die Sieger von Tannenberg, die Retter des deutschen Ostens, zwangsläufig erfolgen muß. Die allgemeine Stimmung steht dem Zögern Euerer Majestät verständnislos gegenüber, versteht nicht, warum man die besten strategischen Kräfte, über die wir nun mal verfügen, nutzlos liegen läßt. Ist die Übertragung ..."

"Aber Exzellenz ..."

– fällt der Kaiser dem Kabinettschef scharf in das Wort –

"... ich bin in allen diesen Dingen genügend und wohl auch richtig durch General v. Falkenhayn, meinen

Chef des Generalstabes des Feldheeres, unterrichtet. Oder zweifeln Sie daran?"

„Euer Majestät halten zu Gnaden, Exzellenz Falkenhayn hat bisher behauptet, daß die Gesamtübertragung des Oberbefehls stets an dem Widerspruch aus dem österreichischen Großen Hauptquartier in Teschen gescheitert sei. Das scheint mir zum mindesten zweifelhaft, wenn nicht sogar unglaubwürdig ..."

Der Kaiser macht ein Gesicht, als wolle er sagen: nein, nein, nein! ... Er will die Unterredung dann als beendet ansehen und gehen. Valentini aber versteht mit gewinnendem Aufhellen seiner Miene und einer Bewegung, die seine ganze Ehrerbietung vor dem Obersten Kriegsherrn ausdrückt, den Kaiser weiter zu fesseln:

„Es wäre tief bedauerlich, Euer Majestät, wenn es allein Exzellenz Falkenhayn gelingen dürfte, Euer Majestät nur von seiner eigenen Meinung zu überzeugen, wohingegen die Auffassung vieler, ja, der allermeisten, konträr ist und — allein richtig sein dürfte, Euer Majestät. Es würde am besten sein, wenn nicht Falkenhayn, sondern Euer Majestät selbst die Sache in die Hand nähmen. Teschen wird und muß sich in diesem Sinne entscheiden, wenn nicht die größten Siege, die wir nur Hindenburg und — das möge einmal offen bekannt werden — dem genialsten Strategen, den wir haben und auf den wir stolz sein müssen, Ludendorff, verdanken, nutzlos sein sollen."

Der Kaiser ist ganz ruhig geworden.

„Gehen wir also hinein. Falkenhayn wird jeden Augenblick hier sein. Sie haben recht. Es ist keine Zeit zu ver-

lieren. Eine einheitliche Führung im Osten unter Hindenburg und Ludendorff ist wie eine gewonnene Schlacht. Das muß Falkenhayn einsehen. Bereiten Sie also alles vor für die Fahrt nach Pleß."

Kloster Belair und sein alter Garten liegen im abendlichen Dunkel. Nachtfalter und Fledermäuse umflattern das graue Gemäuer. Die Ruhe rundum unterbricht hie und da das Schreien eines Käuzchens, und von fern her aus dem Westen und dem Südosten murmelt es unbestimmt und unaufhörlich. Dort rast der Kampf und geht der Tod um bei Verdun. Drinnen im alten Klosterbau gehen die Meinungen hart aufeinander. Falkenhayn mit hochrotem Kopf steht als einziger in seiner Auffassung gegen den immer noch ein wenig schwankenden Kaiser und seine Kabinettschefs. Er möchte verhindern, daß die beiden Generäle in Kowno ihre Machtbefugnis erweitert erhalten. Aber, er wird mitfahren nach Pleß.

In sausender Fahrt nähert sich eine feldgraue Autokolonne dem Bahnhof von Charleville. Die vom warmen Sommerregen nasse Kaiserstandarte mit dem schwarzen Adler im orange-gelben Grund knattert und flattert am vorderen Wagen im Wind. Ein kleiner Trupp gefangener Sudanneger, der mit großen Besen die Straße zum Bahnhof und den Bahnhofsplatz vom Schmutz befreit, spritzt beim hellen Hupensignal auseinander und zur Seite. Die weiten, bauschigen, roten Hosen, das algerische, hellblaue, reich mit Gelb bestickte Jäckchen leuchten hell auf, und an den kecken, roten Schischihas baumeln lustig die blauen Seidenquasten. Aus

blauschwarzen Gesichtern blitzen das Weiß der Augen und zwischen dicken, wulstigen Lippen große, gesunde Zähne.

Das aus den Wagen sich zu einer Masse vereinigende Feldgrau entschwindet langsam im Bahnhofsgebäude. Auf dem ersten Gleis stampft und faucht die naßglänzende Maschine des Hofzuges, hinter sich die langen, dunkelgrünen Wagen. Richtung: Sedan – Saarbrücken – Bingerbrück – Frankfurt.

Im Hofzug flitzen die eleganten grünen Leibjäger von Wagen zu Wagen, verstauen Gepäckstücke, nehmen den Eintretenden Mantel, Mütze und Degen ab. Im Schlaf- und Arbeitsraum des Kaisers hantiert geschäftig der alte Kammerdiener Schulz, der seinem Herrn nun schon bald ein ganzes Menschenalter hindurch in Treue dient. –

Griesgrämig und grau liegt Sedan. Der Regen ist stärker geworden. Er klatscht an die Fensterscheiben, und nur verschwommen sind einzelne Häuser, die dahinterliegenden Hügel zu erkennen.

„Hier", sagt der Kaiser zu Falkenhayn, „ist für uns Deutsche geheiligter Boden. Dort in der Richtung liegt das Schlachtgelände von Sedan! Dort hat mein seliger Vater gestanden, und in dieser Richtung neben der Landstraße steht das kleine, einsame Haus, in dem Napoleon und Bismarck zusammentrafen. Und hier herüber, in dem undurchsichtigen Wäldchen, liegen die Mauern und Türmchen des zierlichen Schlosses Bellevue, wo mein Großvater die Unterredung mit dem Franzosenkaiser hatte. War das eine große Zeit, eine ruhmvolle Zeit! Und jetzt, Exzellenz, was meinen Sie? Werden wir es schaffen wie unsere Vorfahren anno 70?"

Falkenhayn nickt mit dem Kopf:

„Euer Majestät, tun wir nicht alles, was wir können? Könnten wir mehr tun?"

„Exzellenz!" ...

— und der Kaiser wird sehr ernst —

„... ich denke an den Augenblick. Lassen Sie sich nicht zu sehr von persönlichen, wenn nicht egoistischen Grundsätzen allein leiten. Ich sorge, Sie sind immer noch wenig gesonnen, den beiden Feldherren, die mannigfach bewiesen haben, was sie zu leisten vermögen, ihren militärischen Machtbereich vergrößern zu helfen und ihnen nach dem Ausmaß ihres Könnens und ihrer bisherigen Leistungen das zukommen zu lassen, was ihnen gebührt. Ich muß darauf bestehen ..."

— und des Kaisers Rechte schlägt auf den kleinen Tisch, daß die Stifte tanzen —

„... daß eine Einigung mit der österreichischen Obersten Heeresleitung in Teschen dahin erzielt wird, daß der einheitliche Oberbefehl für Hindenburg und Ludendorff zustande kommt. Hören Sie, ich bestehe darauf."

„Zu Befehl, Euer Majestät, und wenn die Österreicher ablehnen, wenn Conrad einfach nicht will?"

„Dann mögen sie sich andere suchen, die ihnen die Kastanien aus dem Feuer holen. Ich wiederhole es: entweder Oberbefehl für unsere beiden Generäle in Kowno oder — na, ich hoffe, daß die Angelegenheit zu unserer Zufriedenheit in Ordnung geht. Ich müßte sonst doch selbst die österreichischen hartnäckigen Herren nach Pleß bitten."

„Ich hoffe nicht, daß es nötig sein wird, Euer Majestät. Ich darf wohl von Euer Majestät allergnädigst die Erlaubnis erbitten, vorerst einmal allein nach Teschen fahren und verhandeln zu dürfen.“

„Wir wollen in Pleß noch einmal darüber sprechen, Exzellenz ...“

In dem dritten Wagen des Hofzuges sitzen ebenso eifrig diskutierend die Kabinettschefs v. Valentini, v. Lyncker und v. Müller mit dem preußischen Kriegsminister Wild v. Hohenborn. Bei dem letzteren, der bisher ein absoluter Verfechter der Falkenhaynschen Ideen gewesen ist und auch stets dessen Partei ergriffen hat, macht sich bereits ein deutliches Zeichen eines eingetretenen Umschwunges bemerkbar.

„... Unter den mir geschilderten Umständen gibt es natürlich überhaupt keine andere oder bessere Lösung ...“

– und die nach oben gedrehten Spitzen des wohlgepflegten Schnurrbartes wippen auf und nieder –

„... nur eins: Hindenburg und Ludendorff in Front. Aber ich bitte Sie ...“

– sein Blick geht, während er mit gedämpfter Stimme weiterspricht, über die Gesichter der umhersitzenden Herren hinweg –

„... wenn Sie mit Exzellenz Falkenhayn reden, verraten Sie ihm nicht, daß ich seine Meinung nicht mehr teilen kann!“ –

Nach der Ankunft in Pleß findet auch im Vestibül des fürstlichen Schlosses eine lange Unterredung zwischen dem Kaiser und Falkenhayn statt. Der Generalstabschef erhält die

Genehmigung, mit des Kaisers Vollmachten ausgestattet, allein nach Teschen zu fahren, um die Österreicher zu bearbeiten. Das Resultat ist für Falkenhayn das ihm persönlich angenehme, für alle anderen das niederschmetterndste: die österreichisch-ungarische Oberste Heeresleitung lehnt es strikt ab, sich unter deutschen Oberbefehl zu stellen. Die Erbitterung in der Umgebung des Kaisers wächst von Stunde zu Stunde. Man ist sich darüber vollkommen klar, daß Falkenhayn auch nicht wollte. Der Reichskanzler, der inzwischen eingetroffen ist, spricht in höchster Erregung lange und eindringlich auf den Kaiser ein.

Der 27. Juli 1916 sieht in Pleß eine erlauchte Gesellschaft von Militärs und Politikern, darunter auch den Erzherzog Friedrich von Österreich und den österreichischen Generalstabschef General v. Conrad, dann noch den bulgarischen Kronprinzen Boris, der von dem Zaren Ferdinand wohl als stiller Beobachter gesandt ist.

Der nächste Tag bringt dann nach schmerzhaften Geburtswehen, nicht zum wenigsten äußerlich veranlaßt durch die Nachricht über den Fall von Brody, das große Kind zur Welt: Die Österreicher erklären ihr Einverständnis, daß Generalfeldmarschall v. Hindenburg und General Ludendorff der Oberbefehl über den gesamten Osten mitsamt der österreichischen Front bis einschließlich der Armee v. Boehm-Ermolli übertragen wird.

Damit ist General Ludendorff ein weiteres Tor zu seinem Betätigungsfeld geöffnet. Schranken, die ihn bisher zwangen, auf einem für die gewaltigen Ausdehnungen des Weltkrieges verhältnismäßig engen Raum zu wirken, sind gefallen. Das ist für seine Fähigkeiten, seinen Tatendrang, seinen Willen zum Siege neuer Antrieb. Das Kommando

des nach außen zu wenig erkannten großen Führers in den gewaltigsten, für Deutschland erfolgreichsten Schlachten reicht von Riga bis Lemberg.

Einer aber tritt ihm entgegen: Falkenhayn. Sollen die vordringenden Russenheere aufgehalten, sollen sie niedergeschmettert werden, müssen Truppen bewilligt werden. Der deutsche Generalstabschef verweigert sie. Der Kaiser – leider – ist wieder ganz im Schlepptau Falkenhayns. Dringende Hilferufe an den Obersten Kriegsherrn seitens Ludendorffs aus dem Zuge auf dem Bahnhof in Brest-Litowsk, in dem sich das Hauptquartier Ober-Ost befindet, scheinen wirkungslos, aber sie hallen wider in den höchst deprimierten Kreisen der Plesser Kriegszentrale. So steigt das Barometer bis zum Siedepunkt. Wenn nicht soviel Gewonnenes wieder verlorengehen soll, muß das Schicksal ein Einsehen haben! Und dann kommt doch die Wende! –

Der 27. August 1916. Nach einem heißen, schwülen Sommertag entlädt sich ein Gewitter über der Stadt Pleß. Hell zucken die Blitze, lassen die alten, hohen Bäume im Schloßpark Augenblicke lang wie geisterhafte Riesengestalten erscheinen, und dumpf dröhnen und rollen die Donner, die die Fensterscheiben erbeben lassen, wie Warnsignale.

Mit den nächsten Herren seiner Umgebung sitzt der Kaiser am Skattisch. Zwischendurch fallen wenig liebevolle Worte über den Italiener, der die Bundestreue gebrochen hat.

„Valentini, Sie reizen? ... Wissen Sie, meine Herren, der Eindruck, den die italienische Kriegserklärung auf mich macht ...“

– der Kaiser blickt unverwandt auf seine Karten –

„... ist für mich nicht sonderlich niederschmetternd.“

„Euer Majestät, zweiundzwanzig, vierundzwanzig ...“
– wirft Valentini ein.

„Ich passe“, gibt der Kaiser zurück und meint, indem er das Kreuz-As zieht und auf den Tisch wirft:

„Viel Feind, viel Ehr! ... Und das, Exzellenz Lyncker, gibt einen Stich für uns!“

Ein neuer, heftiger Donnerschlag durchzittert die Luft, so daß der Stundenschlag der kleinen, goldenen Pendule, der die halbe elfte Stunde angibt, kaum zu hören ist.

In diesem Augenblick wird der Generaladjutant v. Plessen an den Fernsprecher gebeten. Als er nach einigen Minuten zurückkehrt, weiß er seine Erregung nicht zu verbergen, obschon er sonst sehr darum bemüht ist, seinem kaiserlichen Herrn alles fernzuhalten, was ihn aufregen könnte. Sein Blick ist starr auf den Kaiser gerichtet, und als sein Mund mit verhaltener Stimme hervorpreßt:

„Euer Majestät, soeben ruft der Generalstab an, daß die Nachricht von der Kriegserklärung Rumäniens an Österreich-Ungarn eingetroffen sei ...“,

– da läßt der Kaiser seine Hand sinken, die Spielkarten entgleiten ihr, aschfahl wird das Gesicht und einige Sekunden schließt er die Augen. Dann stützt er den Kopf auf seine rechte Hand, blickt einen nach dem anderen der Anwesenden an und bricht fast völlig zusammen –

„Nun – ist der Krieg – für Deutschland – verloren!“

Der Höhepunkt der Katastrophe ist aber auch der Umschwung zum Besseren. Zwei Retter in der höchsten Not sind es immer gewesen, in deren Hände Kaiser und Heer und mit

ihnen das ganze Volk ihr Schicksal vertrauensvoll legen dürfen: Hindenburg und Ludendorff. –

Ein herrlicher, sonnenklarer Augustmorgen blaut über Pleß, dem fürstlichen Schloß und dem tiefgrünen Park. Der Gewitterregen des vorgestrigen Abends hat alles sauber gewaschen. Wie frisch gebadet leuchten die Mauervorsprünge, die Fenstersimse, die Terrassentreppen, die Balustraden. Vor dem Schloß ist gerade großer Empfang. Mit den Frühzügen sind die Kaiserin mit Gefolge, Generalfeldmarschall v. Hindenburg, General Ludendorff, Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg mit dem Grafen Zech und Admiral v. Holtzendorff eingetroffen.

An diesem denkwürdigen Vormittag des historischen 29. August 1916 sind nach einer nicht sehr langen Besprechung mit dem Obersten Kriegsherrn Hindenburg zum Chef des Generalstabes des Feldheeres und Ludendorff zum Ersten Generalquartiermeister ernannt worden. –

In dem Kavalierhaus des Schlosses zu Pleß, in dem sich die Geschäftszimmer und Arbeitsräume des Generalstabes der Kriegszentrale befinden, sitzen am Abend desselben Tages zwei junge Generalstabshauptleute vor dem großen Kartentisch. Die Hängelampen gießen ihr helles Licht auf die weiten Bezirke der Fronten mit den eingezeichneten roten und blauen Linien und Punkten, die sich wie ein Ring um das Herz Europas legen. Das Innere des Raumes sonst, die reiche Stuckdecke, die Wandbehänge, die Hirschgeweihe liegen in einem schattenhaften Dämmer.

„... Acht, neun, zehn, elf und noch ein schwarz-weiß-rotes und noch eins und noch eins. So, und nun noch ein schwarz-gelbes hierher und dorthin. Die blau-gelb-roten dann längs der rumänischen Grenze ...“

— so murmelt der Hauptmann mit dem Johanniterkreuz vor sich hin, sieht dann durch sein Einglas auf die heute eingelaufenen österreichischen Tagesmeldungen vom rumänischen Kriegsschauplatz nieder und liest:

„... An allen Übergängen der 600 km langen ungarisch-rumänischen Grenzgebirge sind unsere Grenzsicherungstruppen ins Gefecht gekommen. Der Feind holte sich, wo er auf unsere Bataillone stieß, blutige Köpfe ... Nur das weite Ausholen starker rumänischer Umfassungskolonnen vermochte unsere vorgeschobenen Abteilungen zu veranlassen, rückwärts angelegte und planmäßig zugewiesene Stellungen zu beziehen ..."

„Na schön, hier werden also die schwarz-gelben Fähnchen ein wenig zurückgesetzt werden müssen. Nur nicht weiter! Warten wir ab, was die nächsten Tage bringen ..."

— mit anschwellender Stimme fährt er dann fort —

„... Diese verdammten Schweinehunde! Sie werden ja sehen. Von heute ab läuft der Laden hier anders. Ein Ludendorff sitzt am Steuer als rettender Lotse, um das deutsche Schiff, wie schon einmal, aus der Gefahr der Klippen auf das freie, offene Meer zu führen!"

„Ja, Gott sei Dank! ..."

— gibt der andere schlanke, dunkelhaarige Hauptmann zurück —

„... Das war wie eine Erlösung heute morgen, als man erfuhr, daß nun die beiden Befreier des deutschen Ostens die Kommandogewalt über die gesamte deutsche Heeresmacht übernommen hätten. Da fiel es allen wie ein Zentnergewicht vom Herzen. Und, wissen Sie ..."

— so wendet er sich nun zu seinem Kameraden —

„‚Erster Generalquartiermeister' das ist etwas ganz Neues, das gab es bisher noch nie. Hindenburg ist nun Chef des Generalstabes des Feldheeres, Ludendorff sollte ‚Zweiter Chef' werden. ‚Es kann nur einen Chef geben, Euer Majestät, und das ist der Herr Generalfeldmarschall', hat der General zum Kaiser gesagt, ‚ich muß mir aber die volle Mitverantwortung für alle Maßnahmen und Entschließungen seitens der Obersten Heeresleitung ausdrücklich zusichern lassen und erbitte daher von Euerer Majestät die Erlaubnis, mir die Bezeichnung ‚Erster Generalquartiermeister' beilegen zu dürfen . . .!'

Sehen Sie, das ist nicht Erster Chef und nicht Zweiter Chef, aber das ist eine dem Chef des Generalstabes vollkommen gleichzusetzende Position, die um so einzigartiger und wichtiger ist, als Ludendorff darin selbständig zu arbeiten, zu entscheiden, zu handeln und dafür die volle Verantwortung zu tragen imstande ist."

„Ja gewiß . . ."

— erwidert dann der andere wieder —

„. . . und das ist der Platz, an den der Feldherr von Anfang des Krieges an gehört hätte. Vieles ist bereits versäumt, vieles nicht wieder gutzumachen. Denken Sie an die Marne 1914 und dann vor allem an den Sommerfeldzug gegen Rußland 1915! Wissen Sie davon?"

„Sommerfeldzug gegen Rußland? Was meinen Sie da?"

„Also hören Sie in kurzen Zügen: Am 2. Juli 1915 ließ der Kaiser den Feldmarschall und General Ludendorff zu einer Besprechung wegen der Operationen im Osten ins Schloß nach Posen kommen. Die beiden Generäle gingen

durchaus einig und schlugen vor, die Masse der Russenheere durch eine Umgehung über Kowno — Wilna — nach vorheriger Einnahme der Festung Kowno natürlich — in der Flanke und im Rücken zu fassen. Das wäre um so eher möglich gewesen, wenn gleichzeitig die Operationen in dem Raume östlich des Bug scharf vorverlegt worden wären. Ludendorff als Schlieffenschüler lag es auch dieses Mal daran, durch eine solche Umfassung des Feindes zu einer radikalen Vernichtung der russischen Armeen zu kommen, um damit, je eher je besser, einen unserer Gegner vollständig ausschalten zu können.

Falkenhayn vertrat jedoch den Standpunkt, die Russen durch eine Offensive in Polen, und zwar durch direktes, frontales Vorgehen gegen den Narew einesteils und die Weichsel anderenteils zu fassen, während die deutschen Armeen und die der Verbündeten im südlichen Teil des Kriegsschauplatzes von Galizien aus zwischen Weichsel und Bug den Vormarsch fortzusetzen hätten.

Da der Oberste Kriegsherr sich dem Plan Falkenhayns anschloß, fiel selbstverständlich die Entscheidung zugunsten dieses Planes. Damit unterblieb die Umfassung der Gesamtmasse der Russenheere und damit auch der entscheidende Sieg im Osten bereits 1915, der im Willen Hindenburgs und Ludendorffs lag und auch zur Wirklichkeit geworden wäre, während bei Ausführung des Falkenhaynschen Vorschlages dann die Operation — Gott sei's geklagt — im wesentlichen nur mit einem frontalen Zurückdrängen des Feindes endete.

So war, wie 1914 an der Marne, auch eine Entscheidung auf dem östlichen Kriegsschauplatz dem tapferen deutschen

Heere und seinen Verbündeten nicht beschieden. Wie anders, wenn schon damals ein Ludendorff entscheidenden Einfluß auf den Gang aller Operationen in West und Ost gehabt hätte. Dieser Tatenmensch hätte seinen einmal gefaßten Plan rücksichtslos durchgeführt, hätte uns den Sieg und damit wahrscheinlich das Ende des Krieges gebracht.

Wird er jetzt nach seiner endlich erfolgten, von Millionen Herzen so heiß ersehnten Berufung in die Oberste Heeresleitung noch Gelegenheit genug, noch Mittel genug zur Verfügung haben, den entscheidenden Sieg für uns zu erkämpfen?"

„Das wollen wir hoffen ..."

– gibt der andere Offizier dem Erzähler zur Antwort und löscht den Rest seiner Zigarette im Aschenbecher –

„... daß er Stärke und Kraft behalte, die ihm nun neu aufgebürdete Arbeitslast tragen zu können. Den Willen, die Energie, den unerschütterlichen Glauben an sein Heer und sein Volk und den Mut dazu hat er ja wie wohl kein anderer aller Zeitgenossen bei uns und den anderen."

Mitternacht ist es geworden. Nur im Zimmer des Obersten Generalquartiermeisters und in den angrenzenden Räumen herrscht noch reges Leben. Ludendorff orientiert sich über sein neues Arbeitsgebiet. Er liest, er schreibt, er telephoniert, räumt ab, räumt auf. Das ist eine der vielen Nächte, die er zum Tage macht. –

„Ich sehe im Generalstabe nicht nur den Kopf, sondern auch das Herz des Heeres!"

Strache, der Bursche des Chefs der Feld-Telegraphendirektion Postrat Ohnesorge, hat um die siebente Morgenstunde durch kurzes Klopfen an die Schlafzimmertür seinen Chef geweckt. In der Nacht war es fast 2 Uhr geworden, als man sich zur Ruhe legte. Im Generalstabsgebäude hingen noch lange die grünen porzellanenen Lampenteller tief über den Kartentischen und warfen ihren Schein auf Abschnitte der Westfront. Der Postrat, der für ein einwandfreies Funktionieren der Telegraphen- und Telephonanlagen verantwortlich ist, hatte an seinem Schreibtisch die letzten einlaufenden Meldungen für den Ersten Generalquartiermeister abgewartet. Ludendorff hatte die letzten Anweisungen gegeben.

Heute früh ist der Erste Generalquartiermeister nach kaum fünf Stunden Schlaf schon wieder in sein Arbeitszimmer gegangen.

Der Direktionschef greift jetzt zum Fernsprechapparat auf seinem Nachttisch und läßt sich mit dem Fernsprechoffizier der Operationsabteilung im Generalstabsgebäude verbinden:

„Hat Exzellenz schon gesprochen?"

Das ist seine allmorgendliche Frage. Exzellenz ist Ludendorff, der unsichtbare Geist, der über allem schwebt, und der neben dem Feldmarschall den Geschehnissen und Ereignissen seinen Stempel aufdrückt.

„Jawohl, Herr Postrat!" antwortet der Fernsprechoffizier, „Exzellenz hatte soeben mit einigen Armeechefs Ver-

bindung. Die Verständigung war gut. Die Gespräche verliefen störungsfrei. Exzellenz hatte keinerlei Reklamationen!"

„Danke!"

Hart fällt der Hörer auf die Gabel. –

Ein warmer, strahlender Frühlingstag zieht herauf. Die ersten Sonnenstrahlen fallen in die winkligen Straßen und Gäßchen Kreuznachs mit den schmucken weißgetünchten alten Häusern.

Ein einfacher Eisenzaun umschließt einen wohlgepflegten Garten mit alten Bäumen und den ersten Blumen des Jahres. Ein breiter Mittelweg, sanft ansteigend, von einigen mit seitlich angebrachten Steinskulpturen versehenen Treppenstufen unterbrochen, läuft auf ein großes dreistöckiges Gebäude zu. Siebzehn Fenster zählt man in seiner ganzen Breite, ein jedes von zwei dunkelgrünen Läden umrahmt.

Die Eingänge zu dem Park sind verschlossen. Nur an seinem linksseitigen Teil ist eine Lücke gelassen, durch die man hineinkann. Ein schwarz-weiß-rotes Schilderhaus mit einem das Gewehr schulternden Landsturmmann behütet sorgsam den Eingang zu diesem Heiligtum. Nur derjenige, der einen von dem Chef der Zentralabteilung des Großen Generalstabes, Oberstleutnant Tieschowitz v. Tieschowa, unterzeichneten Ausweis besitzt, darf passieren.

Den Haupteingang und die benachbarten hohen Fenster des mächtigen Gebäudes überdacht ein von zehn vierkantigen Säulen getragener Balkon. An der einen Ecke ist ein nicht sehr großes Holzschild angebracht: „Chef des Generalstabes des Feldheeres". Über einen kurzen, mit gerieften, gelben Steinfliesen belegten Gang gelangt man in das Innere.

Noch ist es fast totenstill in diesem grauen, weiten Bau, noch ruht nach langer Nachtarbeit die „große Bude" fast, als ob sie schliefe. Dem Außenstehenden und Uneingeweihten verrät sie nicht, daß sich in ihr das Herz der gewaltigsten Schicksalsschmiede befindet, die die Welt in Erstaunen setzt. Sie bildet die Arbeitsstätte der großen Männer der deutschen Weltkriegsgeschichte und öffnet nur selten jemandem ihre geheimnisvollen Pforten, nur selten schaut ein Unberufener hinein.

Die deutschen Soldaten draußen im Schützengraben oder in der Artilleriestellung wissen wohl von der Existenz des Großen Hauptquartiers, wo unsere genialen Feldherren die größten Armeen der Welt und die besten und kühnsten des ganzen Erdballs wie Schachfiguren bewegen, aber den Dienstbetrieb, das Leben und Treiben, die verantwortungsvolle Arbeit, die hier in stillen Nacht- und aufreibenden Tagstunden geleistet wird, zu ergründen, vermögen sie nicht. Größere oder kleinere Zahnräder sind die einzelnen hier in einem riesigen Uhrwerk, das nie stillsteht, das unerbittlich weiterläuft, immer weiter laufen muß.

In kurzer Zeit hat sich das ganze Riesengebäude, an dessen Zimmerdecken eine große Anzahl Bündel von Telegraphen- und Telephondrähten und dicke Kabel entlang laufen, mit einem ganzen Heer von Feldgrauen aller Gattungen und Ränge bevölkert. Gleich einem riesigen Ameisenhaufen kribbelt und wimmelt es in allen Zimmern und auf allen Korridoren. Ordonnanzen flitzen mit Mappen umher, Offiziere und Beamte betreten oder verlassen auf eiligen Dienstgängen die Zimmer. Alle sind trotz des drängenden Getriebes schweigsam und hasten lautlos mit ernstem Gesicht über die

dicken roten Teppiche. Nur das leise Geklirre der Sporen und Geknister der Akten und Papiere wird hörbar.

Eine Anzahl Schreiber sitzt gebeugt über den Arbeiten oder ersetzt die Heimatstenotypistinnen an ihren Schreibmaschinen. Kuriere und Ordonnanzen harren in besonderen Ordonnanzenzimmern, eines Winkes oder Klingelzeichens gewärtig, um die ihnen ausgehändigten Befehle oder Akten weiterzugeben. – Welch ungeheuerer Apparat an Personal, Büros. Sorgfältigste Organisation bis ins Kleinste! –

Rastlos kratzen die Federn, surren die Fernsprechläutewerke, klappern die Maschinen. Kurzen Blickes nur sieht zuweilen der eine oder andere auf von seiner Arbeit, die in weiterem oder engerem Rahmen seinen Tag ausfüllt, je nach dem Rade, welches der einzelne zu bedienen hat: eintönig, nüchtern oder von erschütternder Wucht und größter Verantwortung.

Jeder gibt das Ergebnis seiner Kopf- und Schreibarbeit weiter an den Nächsthöheren des Ressorts, das er zu bearbeiten hat. So laufen alle Fäden schließlich in der einen geistigen Zentralstelle zusammen, in der die wenigen Männer der Obersten Heeresleitung wägen und entscheiden. Hier ist der Platz des Chefs des Generalstabes des Feldheeres und seines Ersten Generalquartiermeisters. Von diesem Kraftzentrum aus laufen wiederum die Fäden bis hinunter zum Ufer des Goldenen Horns, bis in Bulgariens Zarenstadt, hin zur blauen Donau, zu den weiten Steppen Rußlands, hin in die entferntesten Schützengräben der Westfront, wo sie dann weitergesponnen werden. Millionen von Fernschrift- und Fernsprechleitungen überziehen Mitteleuropa mit ihren riesigen Netzen und helfen die Länder unseres Bundes schützen vor des gewaltigsten Krieges verzehrendem Brande. –



Hindenburg und Ludendorff begeben sich zur Begrüßung des Zaren Ferdinand

Der Oranienhof in Bad Kreuznach. Großer Generalstab vom Januar 1917 bis Februar 1918

Hindenburg und Ludendorff auf dem Marktplatz in Brüssel

Hindenburg und Ludendorff vor dem Haus der Operationsabteilung in Avesnes. Sommer 1918

„. . . Sie wollen bitte nur in diesem Sinne über die Ihnen zur Verfügung stehenden Reserven disponieren! Es kann nur so für die Ausführung der Operationen die beste Lösung sein. Ich erwarte im Laufe des Nachmittags, spätestens bis 5 Uhr, Ihre Meldungen über den Stand der Angelegenheit."

Die harte, schneidende Stimme des Ersten Generalquartiermeisters Ludendorff ist es. Vor einem breiten, einfachen Schreibtisch sitzt er nun schon seit 7 Uhr früh. Neben dem Fernsprechapparat liegen zu bearbeitende Akten und Schriftstücke, von denen er das zu oberst liegende greift, seine linke Hand in die Seite stemmt, das Einglas einklemmt und dann mit dem dicken Blaustift Bemerkungen an den Rand des Schreibens hinwirft.

Das hier ist der Mann, „dessen Kraft wie Atlas eine Welt auf seinen Schultern trägt". Das ist die hohe Stirn, hinter der Schlachtenpläne entworfen werden und sich bis zur Vollendung entwickeln. Das ist der Geist, der alles überdenkt und kühl abwägt, zwischen dem Für und Wider nüchtern Vergleiche zieht und dann nach reiflicher Prüfung und Entscheidung das Ergebnis in die entschlossene Tat umsetzt.

Unter dem Schutz der Lider sind die Augen des vollblütigen, gesunden, durchgeistigten Gesichts starr und unbeweglich auf das Papier gesenkt. Unter der Adlernase und dem schon etwas melierten, kurzen Schnurrbart liegt ein in seinen Winkeln streng nach unten gezogener Mund. Fest sind die Lippen aufeinandergepreßt. Der zurückgebogene Kopf läßt über dem Uniformkragen das Doppelkinn scharf hervortreten. Gespannt und gestrafft ist die Muskulatur der Kinnpartie. Energie, Tatkraft, Willensstärke, Selbstbewußtsein, Scharf-

blick, unfehlbare Sicherheit, Können, Aufopfern und Einsatz bis zum Letzten verrät dieses Gesicht!

Wie der Strom einer Kraftzentrale pflanzt sich der „Ludendorffgeist" fort bis in die entferntesten Winkel der Schützengräben, in das Herz der deutschen Kämpfer unter dem verdrecktesten und zerschundensten feldgrauen Rock.

Und das war wiederum der Geist, der nicht einsehen wollte und konnte, daß gegen 1918 die Erfolge ausbleiben sollten. In vollkommener Verkennung und unter Verdrehung der Tatsachen setzte man nach dem Kriege in unverantwortlicher Weise die Legende in die Welt, daß „Ludendorff seine Nerven verloren habe". Das war eine bewußte, von seinen Gegnern immer wieder aufgefrischte, geschichtliche Lüge! Nicht die Nerven waren es, die ihn verließen, es war das Unfaßbare, daß dieser Geist nicht glauben, nicht begreifen wollte, weil er selbst nicht wankte, selbst nur nach vorn drängte, selbst lieber den Tod gesucht hätte, als den Untergang vor Augen sehen zu sollen!

Das hohe Fenster des Arbeitszimmers, das in überreicher Fülle das helle Licht auf den Tisch und in das Innere des Raumes wirft, geht hinaus auf die Baumwipfel des weiten Parkes, die in den blauen Himmel ragen und im leichten Wind sich wiegen.

Von Zeit zu Zeit unterbricht das Schrillen des Fernsprechapparates den General in seiner Lektüre. Ein Ruck des Kopfes, das Einglas löst sich und gleitet an der feldgrauen Litewka hinunter, um dann an der dunklen, dünnen Seidenkordel auszupendeln. Wenige Sekunden nur, dann hört der Soldat Ludendorff von fern her aus dem Quartier irgendeines Armeechefs Meldungen und Vorschläge. Dann bleiben

mitunter Auseinandersetzungen bei Meinungsverschiedenheiten nicht aus. Harte, militärisch knappe, stahlspitze und kantige Worte prasseln wie Hiebe durch den Draht auf das Haupt des Nichtsichtbaren.

Und wenn die harte Pflicht dem Soldaten Ludendorff als verantwortlichem Vorgesetzten auferlegt hat, hier zu fordern und rücksichtslos zu befehlen, so weiß der Mensch und Kamerad Ludendorff anderswo zu beruhigen, zu verstehen. Da er selbst aus der Lauterkeit seines Wesens und Charakters heraus nur in allem das Reinste und Edelste sieht und danach handelt, so sieht er auch in jedem seiner Mitarbeiter und Untergebenen diese für ihn selbstverständliche Pflichterfüllung. Er kämpft hart, weil er kämpfen muß, weil man ihn dazu zwingt, nicht aus einem agressiven Charakter heraus. Sein Kampf ist ein Überzeugungskampf und damit ein reiner, heiliger.

Nur eines einzigen, zuversichtlichen und hoffnungsfrohen Wortes von ihm bedarf es daher dann meistens, um die Verzagten und Mutlosgewordenen wieder zufriedener und freudiger an ihre schwere Arbeit gehen zu lassen. In diesem Manne liegen steinerne Verschlossenheit, Schweigsamkeit, Unnahbarkeit, Strenge und Schroffheit, die sich bis zu einem gewissen Grade von Trotz und Rücksichtslosigkeit steigern können, neben Vertrauen, Mitfühlen, Teilnahme, Anerkennen, Herzenswärme. –

Es ist wenige Minuten vor 12 Uhr mittags geworden. Steil steht die Sonne am wolkenlosen Himmel. Die Mitteltür des Generalstabsgebäudes öffnet sich. Da schreitet die graue Riesengestalt des Feldmarschalls v. Hindenburg mit

schwerem Schritt heraus, gefolgt von dem beschwingteren General Ludendorff und Major Wetzell, dem Chef der Operationsabteilung. Hindenburg gemessen, mit sicherer Bedächtigkeit in jeder Bewegung, daneben Ludendorff, hochaufgerichtet, ernst, die linke Hand am Degenknauf, so gehen sie über eine Rasentreppe hinweg und treten in den sonnendurchfluteten Garten. Die Blicke der beiden Feldherren gleiten den Fahrweg entlang über das Gittertor des Gartenzaunes und treffen die Spaziergänger, die hier stundenlang stehen und warten. Der eine oder andere überreicht einen Blumenstrauß und wird dafür mit einem dankbaren und freundlichen Wort bedacht. Ein kleiner Junge in feldgrauer Uniform schreit aus Leibeskräften sein „Hurra!". Als General Ludendorff, der ihm am nächsten ist, wiedergrüßt und dem Kleinen die Hand drückt, geht dabei ein leichter Glanz von Freude und Glück über das ernste Gesicht des Ersten Generalquartiermeisters. Und dann kommen im Eilflug die Erinnerungen aus der eigenen Jugendzeit, wie er in das rosige, strahlende Antlitz des kleinen Feldgrauen schaut: Als junger Selektaner ging er in Berlin vor beinahe vierzig Jahren während eines Urlaubs spazieren. Durch das berühmte Brandenburger Tor schritt er auf die Siegessäule auf dem Königsplatz zu, die als gewaltiges Erinnerungszeichen und Mahnmal an die deutschen Siege von 1870/71 kurz vorher errichtet worden war. Hier am Eingang zum Tiergarten begegnete ihm auf einmal der alte Generalfeldmarschall v. Moltke mit seinem Adjutanten. Wie versteinert stand plötzlich der kleine Ludendorff, machte Front und schaute ehrfürchtig in das durchgeistigte Gesicht des Siegers all der Schlachten in den Kriegen 1866 und 1870/71, während die Rechte des großen Feldherrn sich langsam und

bedächtig zum Gruß bis zur halben Höhe des Mützenschildes erhob. Lange Zeit noch verharrte der Selektaner Ludendorff wie angewurzelt in seiner militärischen Haltung und sah dem Chef des Generalstabes nach, der der „Großen Bude", eben dem Generalstabsgebäude an der Nordseite des Königsplatzes, in der er wohnte und so Großes für das Vaterland leistete, zuschritt. —

Was mochte der kleine deutsche Junge hier wohl nach ebenfalls vierzig Jahren für eine Erinnerung an diesen großen Augenblick haben? Bis dahin wird die Geschichte den kaum wieder zu erreichenden Wert eines Generals Erich Ludendorff im Weltkriege, so hoffen wir, erkannt haben und den Titanenkampf dieses Mannes gegen die äußeren und inneren Feinde unseres teuren Vaterlandes zu würdigen verstehen! —

Zwei Offiziere, die soeben von der Front gekommen sind und sich eines dienstlichen Auftrages hier im Großen Hauptquartier zu entledigen haben, stehen ein wenig abseits und grüßen, die rechte Hand am Helm. Schon lange war es ihr sehnlichster Wunsch, einmal einen Blick aus den Augen des Mannes zu erhaschen, auf dessen Schultern das Geschick Deutschlands ruht, dessen starke Hände das Streitroß lenken und leiten, aus den sprühenden und doch so gütigen Augen des Mannes, von dem gesagt wird, daß er, gerade er „derjenige — welcher" sei: Ludendorff.

Und sie sehen es: der General ist ein Mensch wie alle anderen, schlicht und unkompliziert. Aus seinen Augen spricht Hoffen, Wohlwollen, aber auch unbeugsamer Wille zur Tat, zur Vollendung. Ergreifend ist dann der Augenblick, als er die beiden Offiziere zu sich winkt, ihnen kameradschaftlich die Hand schüttelt, nach ihrem Namen, Truppenteil und Begehr

fragt und sie dann mit Einverständnis des Feldmarschalls an der Mittagstafel gegen 1 Uhr in der Villa Imhoff teilzunehmen einlädt.

„Ich bin sehr neugierig, ich muß alles wissen, wie es dort draußen steht, das ist nun mal so, wenn man hier der verantwortliche Leiter ist!"

So hört man ihn kurz und bestimmt zu den Frontoffizieren sprechen. Diese sind verblüfft und erfreut zugleich, und das beklemmende Gefühl, vor einem hohen Vorgesetzten zu stehen, ist gewichen, als sie in dieses großen Mannes Augen sehen, in welchen sich sein ganzes Herz offenbart. Ohne jede Aufmachung und ohne Gepränge gibt sich der General. Die Begegnung mit ihm ist ungeheuer eindrucksvoll und unvergeßlich und greift tief in die Seele dessen, der sie erleben durfte. –

Über die weichen, dicken Teppiche des weiten Treppenhauses steigen der Chef des Generalstabes des Feldheeres, der Erste Generalquartiermeister und Major Wetzell zu den kaiserlichen Gemächern im Kreuznacher Kurhaus hinauf. Der Generaladjutant Generaloberst v. Plessen empfängt sie und begleitet sie in den kleineren Vorraum zum Vortragszimmer. Ludendorff zieht seine Taschenuhr. Sie zeigt Punkt 12 Uhr. In diesem Augenblick tritt der Oberste Kriegsherr über die Schwelle und begrüßt kurz die Herren. Als er zu Ludendorff kommt und in das von der Zimmerluft ein wenig fahl gewordene Antlitz schaut, bemerkt er:

„Na, Exzellenz, Sie haben wieder lange gearbeitet heute nacht, nicht wahr? Ich darf Sie wohl bitten, ein wenig rücksichtsvoller sich selbst gegenüber zu sein. Sie muten sich wieder zuviel zu!"

„Euer Majestät, die Lage erfordert es augenblicklich gebieterisch! ..."

Und der Kaiser fühlt die Hand des Generals fest in der seinen.

Dann bittet er die Herren zum Vortrag und tritt in das Kartenzimmer. Eine riesige, auf vier einfachen, hohen Beinen ruhende Tischplatte steht im Mittelraum. Drei seidenbespannte, grüne Tischlampen umrahmen den Platz, auf dem eine Generalstabskarte ausgebreitet ist. Darauf liegen Kilometermesser und Vergrößerungsglas. Neben dem Tisch und an der Wand dienen lederne Sessel und ein ebensolches Sofa als Sitzgelegenheit. Landkarten von allen Fronten des Krieges ersetzen an den Wänden Bilder und Tapete. Andere sind an einem besonderen Gestell befestigt, die, an Rollzügen laufend, nach Bedarf über den Kartentisch ausgebreitet werden können. Der Kaiser richtet seinen Blick auf den Ersten Generalquartiermeister Ludendorff:

„Nun, mein lieber General, darf ich jetzt um eine kurze Orientierung über die Lage bitten?"

Während der Feldmarschall und Major Wetzell ein wenig abseits stehen, tritt Ludendorff, sein Einglas zwischen den Fingern wischend und dann einklemmend heran. ‚Selbst dabei sein können', denkt er, ‚jetzt mit den deutschen Stürmern gegen diese Feindfront, die in dicker, roter Linie sich hier hinzieht, anrennen dürfen!' Er folgt den blauen Pfeilen der

Linien, die die Marschrouten skizzieren. Seine nervige, sehnige Hand deutet bald hierhin, bald dorthin und ruht dann wieder auf den Kuppen der gekrümmten Finger auf dem Papier:

„Im Bereich der Heeresgruppe Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen Rupprecht von Bayern griffen die Engländer am gestrigen Tage auf einer Frontbreite von 12 km beiderseits der Straße Arras – Cambrai kräftig an. Den feindlichen Sturmtruppen gelang es dabei, zwischen der Scarpe und dem Sensée-Bach aus ihren Gräben vorzustoßen. Sie wurden aber in dem vernichtenden Feuer unserer Truppen zusammengeschossen. Kraftvoll geführte Gegenstöße unsererseits warfen die östlich von Croisilles in unsere Linie eingedrungenen Engländer wieder zurück. Dasselbe Schicksal erlitten wiederholte Angriffe zwischen Fontaine und Bullecourt. Unsere Stellung ist fest. Nur ein völlig zerschossener Graben, den wir dem Gegner planmäßig überließen, ging verloren."

Ein paar abgehackte Sätze des Kaisers werden eingeworfen, und seine Augen halten die des Mannes fest, in dessen Schädel sich subtilste Gedanken entwickeln, Schlachtenpläne entworfen werden und bis zur endgültigen Ausführung reifen:

„So scheint die Lage zwar immerhin noch ernst, aber dank des Todesmutes unserer tapferen Truppen nicht verzweifelt zu sein? Werden wir weiterhin die Situation meistern und klären können? Haben Sie bereits Anordnungen getroffen?"

„Jawohl, Euer Majestät, ich habe noch heute nacht das Notwendige befohlen. Kleine Rückschläge haben, was Euer Majestät zu beurteilen wissen, im Bereich der Möglichkeit eines jeden Krieges gelegen, wie könnte es in diesem wahnsinnigen Kampfe anders sein. Die rückwärtigen Linien sind noch unter dem Dunkel der heutigen Nacht so verstärkt, daß Foch seine Unternehmungen als erfolglos aufgeben muß. Wir hatten übrigens gute Nachrichten über die Vorbereitungen der feindlichen Angriffe. Major Nicolai hatte gute Arbeit getan."

„Das ist ja sehr erfreulich, Exzellenz ..."

– und der Blick des Kaisers ist wieder voller Zuversicht –

„... und was meldet Schulenburg?"

Ludendorff sieht von neuem auf die Karte der Westfront und führt aus:

„Die bei Laffaux von den Franzosen angesetzten Teilangriffe blieben erfolglos. Bayerischen Truppen und vornehmlich westpreußischen Grenadieren gelang es, bei Cerny und westlich der Hurtebise sowie bei Braye feindliche Gräben im Sturm zu nehmen und die Stellungen zu verbessern. Feindliche Wiedereroberungsversuche brachen in unserem Feuer zusammen. Das neue Gelände wurde gehalten. Die Kämpfe in der Champagne nahmen gestern an Heftigkeit zu. Die seit Tagen sich steigernde Artillerietätigkeit erreichte vom frühen Morgen an das überhaupt denkbar Mögliche. Die Franzosen setzten gestern nachmittag zu starken Angriffen gegen die Höhenstellungen nördlich der Straße Prunay – St. Hilaire – Le

Grand an. Trotz erbittertsten Widerstandes unserer unvergleichlichen Truppen, der sich bis tief in die Dunkelheit der hereinbrechenden Nacht fortsetzte, gelang es dem Feind, auf dem Cornille-Berg, südlich von Nauroy, und auf dem Keilberg, südwestlich von Moronvilliers, in unsere Stellungen einzudringen. Unsere Stellungen ziehen sich an den Nordhängen der Höhen hin. Um den Besitz der anderen Bergkuppen ging der Kampf hin und her. Durch einen schnellen Gegenstoß wurde dem Feinde ein eroberter Graben wieder genommen. Wir sind hier in unseren Stellungen und halten sie. Die erneut einsetzenden feindlichen Angriffe am gestrigen Abend wurden mit Erfolg abgewiesen. Der Gegner hat durch seine unnützen Angriffe sehr erhebliche Verluste erlitten."

Hart und scharf bricht die Stimme Ludendorffs ab.

Das Gesicht des Obersten Kriegsherrn zeigt leichte Falten auf der hohen Stirn und die Finger seiner rechten Hand tippen auf- und niederfallend auf das Kartenblatt:

„Hier sind die Angriffe des Gegners zahlenmäßig sehr stark eingesetzt worden, scheint mir. Man will wohl dort drüben zu einem entscheidenden Endkampf einsetzen und hat unser planmäßiges Zurückgehen als ein Zeichen zunehmender Schwäche aufgefaßt. Sie werden sich eine starke Beule holen, aber immerhin ist es immer wieder dieser Hexenkessel, der uns Kopfschmerzen macht. Gebe Gott, daß wir auch diese schwere Prüfung bestehen! Ich vertraue dabei auf Sie, Exzellenz, und auf Sie, meine Herren. Und nun bitte ich um die Bekanntgabe Ihrer neuen Pläne."

Ludendorff entwirft an Hand der einzelnen Karten aller Fronten ein übersichtliches Bild der neuen Kampfhandlungen, wobei der Feldmarschall mit seinem tiefen Baß hier und dort ergänzende Bemerkungen einflicht. Auf Einwendungen und Fragen des Kaisers gibt Ludendorff seine erklärenden Antworten. Dann gibt der Oberste Kriegsherr zu den neuen Operationsplänen seine Zustimmung und die Genehmigung zur Durchführung.

Die Generalstabskarten werden wieder aufgezogen. Die Audienz ist zu Ende. Der Kaiser begleitet die Offiziere hinaus. Der alte Feldmarschall nimmt seine Sorgen mit in den hellen Maientag und begibt sich ins Quartier. Ludendorff, der eiserne, der noch wichtige Meldungen erwartet und ebenso wichtige Befehle zu geben hat, geht auf einen Sprung ins Generalstabsgebäude zurück. Sein Hirn arbeitet, sein unerschütterlicher Wille stemmt sich gegen Zweifel und Bangen.

„Es hat mich nur ein großer Gedanke bewegt: das war die Liebe zum Vaterlande, zur Armee und zu dem angestammten Herrscherhaus."

Ein heißer Sommertag geht langsam zu Ende. Die großen Fenster des Kurhauses in Bad Kreuznach, das dem Kaiser und seinem Gefolge während des Aufenthaltes in dieser Stadt als Wohnung dient, sind weit geöffnet. Ein erfrischendes Lüftchen von der Nahe her dringt in den Eßsaal, in dem soeben die kaiserliche Abendtafel aufgehoben wird. Der erste und zweite Kommandant des Großen Hauptquartiers, Generaloberst v. Plessen und Major v. Münchhausen, die Kabinettschefs v. Valentini, v. Lyncker und v. Müller, der Staatssekretär des Reichsmarineamtes, Admiral v. Capelle, die Flügeladjutanten Graf Moltke und Hauptmann Mewes und noch einige Offiziere sitzen um den Obersten Kriegsherrn.

Da tritt ein grüner Leibjäger in den Eßsaal, steht in respektvoller Distanz und wartet. Graf Moltke bedeutet ihm mit einer Handbewegung, zu kommen. Der Leibjäger tritt dann heran und legt dem Grafen ein abgegriffenes blaues Quittungsbuch der Feld-Telegraphendirektion mit zwei weißen Brief-Telegrammumschlägen vor, auf denen steht: „Telegramm.

An Seine Majestät den Kaiser und König."

Der Flügeladjutant bestätigt den Empfang der Telegramme mit seinem Namenszug ins Quittungsbuch.

Der Kaiser ist aufmerksam geworden, während Moltke die Umschläge öffnet. Die kaiserliche Umgebung wird schweigsam.

„Was bringen Sie, mein Lieber? Hoffentlich etwas Gutes!“

Er nimmt das eine Blatt und liest:

„Berlin, den 3. Juli 1917.

Der Staatssekretär des Auswärtigen
An Seine Majestät den Kaiser und König.

Der russische Kriegsminister Kerenski erließ soeben folgenden Heeresbefehl:

„Im Vertrauen auf sein Recht, seine Ehre und seine Freiheit, im Vertrauen auf die Brüderlichkeit hat Rußland, nachdem es seine Sklavenketten zerrissen hat ...“

– der Kaiser schmunzelt –

„... den festen Beschluß gefaßt, um jeden Preis die Völker und die Demokratie Rußlands zu verteidigen. Rußland hat leidenschaftlich alle kriegführenden Länder aufgefordert, den Krieg zu beenden ... Als Antwort darauf hat uns der Feind einen Vorschlag zum Verrat gemacht ...“

– „Hören Sie, meine Herren, diese Zarenmörder an!“ –

„... Die Österreicher und Deutschen haben Rußland aufgefordert, einen Sonderfrieden zu schließen. Sie haben versucht, unsere Wachsamkeit durch Verbrüderung zu täuschen, um zu gleicher Zeit Truppen auf unsere Bundesgenossen zu werfen. Jetzt, da der Feind einsieht, daß Rußland sich nicht irreführen läßt, droht er Truppen nach unserer Front kommen zu lassen. Soldaten! Das Vaterland ist in Gefahr! ... Eine Katastrophe bedroht die Freiheit und Revolution! ... Darum fordere ich euch

auf, zum Angriff zu schreiten ... Ich befehle euch: Vorwärts!"

„Das muß man dem Kerenski lassen ..."

— fährt der Kaiser dann mit eigenen Worten fort —

„... daß er durch seine Initiative wenigstens den Versuch macht, die russischen Armeen wieder zu festigen. Als ich heute beim Mittagsvortrag der beiden Generäle wegen des russischen Angriffs, der mit größtem Munitionsaufwand und in dichten Massen in die k. und k. Truppen erfolgte, doch gewisse Bedenken äußerte, gab mir der Erste Generalquartiermeister kurz und bündig zur Antwort:

„Euer Majestät! Unsere Sichel ist scharf. Wir stehen mitten in der Ernte. Stoppeln aber werden nie wieder Frucht tragen, sie bleiben Stoppeln. Man pflügt sie höchstens um, damit sie faulen. Das ist unsere, das ist meine ‚Furcht' vor Rußland!"

„Das dürfte genügen", meint der Kaiser und lacht dazu. Die übrigen fallen ein. Als einziger antwortet der alte Generaladjutant v. Plessen tout sans gêne:

„Jawohl, Euer Majestät, das ist so ganz ‚ludendörffisch'. Der General ist seiner Sache wie immer gewiß, und das nimmt uns wieder mal eine Sorge!" —

„Na, und was haben Sie da noch, Graf, schießen Sie los!" Hell klingt die Stimme des Kaisers zum Flügeladjutanten hinüber.

„Wenn Euer Majestät mir zu bemerken erlauben, es scheint etwas Erfreuliches zu sein!"

Moltke gibt das Telegramm in die Hand des Kaisers, der ihn mit sprühenden Augen anschaut, dann auf das Blatt sieht und in abgehackten Sätzen vorliest:

„Gr.H.Qu., den 3. Juli 1917.

Der Chef des Admiralstabes der Marine

An Seine Majestät den Kaiser und König.

Im Monat Juni sind an Handelsschiffsraum 1 016 000 Br.-Reg.-To. durch Kriegshandlungen der Mittelmächte vernichtet worden. Unter Einschluß der Juni-Erfolge sind demnach seit Beginn des uneingeschränkten U-Boot-Krieges insgesamt 4 671 000 Br.-Reg.-To. des Handelsschiffsraumes unseren Feinden verlorengegangen."

Des Kaisers Kinn schnellt empor. Seine Augen gehen über die lange Reihe der Anwesenden und suchen den Staatssekretär des Reichsmarineamtes, Admiral v. Capelle, der vorübergehend im Hauptquartier anwesend ist:

„Na, Exzellenz, das läßt sich hören! Was meint unser Mann vom Fach dazu?"

Die Stirn des sonst so unbeweglichen Gelehrtengesichtes zieht sich in tiefe Falten, die Augenlider klappen auf und nieder. Während der Admiral dann ein wenig unruhig auf dem Stuhl hin und her rückt, netzt die Zungenspitze langsam die Lippen, und seine rechte Hand streicht über den Spitzbart hinab. – Ob er jetzt seinem Kaiser die Wahrheit sagen soll? Er blickt auf. Die flinken Augen des greisen Generaladjutanten v. Plessen treffen ihn und bitten beschwörend, – er versteht: Nur keine langen Debatten, die Nervosität des Allerhöchsten Herrn hat sich in den letzten Tagen sowieso schon gesteigert ..., nur nicht den bevorstehenden Besuch bei den

österreichischen Majestäten in Laxenburg noch durch erdrückende Sorgen beeinträchtigen ... und dann nicht unnötigerweise den allabendlichen Spaziergang des Kaisers verkürzen. Seine Majestät muß sich für die bevorstehenden schweren Tage genügend Frische reservieren ...

„Wenn Euer Majestät befehlen, so darf ich dazu auszuführen wagen",

— beginnt der Staatssekretär in schnellen, scharf akzentuierten Worten —

„in knapp einem Monat ist der Zeitpunkt gekommen, an welchem vom Admiralstabschef v. Holtzendorff nach angestellten Berechnungen und Ausführungen der erzwungene Friedensschluß durch die unerträgliche Beengung des Frachtraumes, speziell Englands, in sichere Aussicht gestellt wurde. Daß seit dem 1. Februar des Jahres freilich die Versenkungen häufigere geworden sind, unterliegt wohl keinem Zweifel, aber ..."

— Hier unterbricht der Kaiser, der keinen Blick vom Munde des Admirals läßt und nervös mit den Fingern der rechten Hand auf der Stuhllehne trommelt:

„Na, aber ..., aber ..."

„aber die Alliierten sind durchaus nicht willens, die Sache so ‚mir nichts — dir nichts' über sich ergehen zu lassen. Mit dem Ruf Lloyd Georges nach ‚Schiffen, immer mehr Schiffen und nochmals Schiffen!' will England den Schiffsbau von 1916 in diesem Jahre verdreifachen. Auch die übrigen, insbesondere Amerika, werden ihrer Schiffsbautätigkeit eine entsprechende Ausdehnung geben ..."

Ludendorff im Gespräch mit Kaiser Wilhelm am Tage des 30jähr. Regierungs-Jubiläums des Kaisers, 15. 6. 1918

Ludendorff mit Oberstltn. Wetzell auf dem Wege zum Vortrag beim Kaiser. Avesnes, Frühjahrsoffensive 1918

In diesem Hause in Avesnes befand sich 1918 die Operationsabteilung des Großen Generalstabes

Die Oberste Heeresleitung während der großen Offensive März—April 1918 in Avesnes

— Der Generaloberst wechselt mit dem Chef des Militärkabinetts einen hilflosen Blick —

Der Kaiser saugt an seiner Zigarette, wirft den Kopf in den Nacken und fährt in seiner abgehackten Redeweise dazwischen:

„Sie wollen also damit sagen, daß eine Entscheidung des Krieges ... doch nicht ... auf diese Weise ... herbeigeführt werden kann?"

„Jawohl, Euer Majestät, das ist es, was ich bemerken wollte",

gibt Capelle zur Antwort,

„der uneingeschränkte U-Boot-Krieg wird uns das nicht bringen, was wir alle von ihm erhofft hatten. Die beiden Generäle werden noch einmal in die Bresche springen müssen."

Der Kaiser macht eine verzweifelte Handbewegung und erwidert lebhaft:

„Man hätte den Anregungen Hindenburgs und Ludendorffs doch schon eher folgen sollen! Wie sagte doch Ludendorff bereits 1916 zu mir, als ich im Hauptquartier Lötzen meinen Besuch machte:

‚Majestät, das Volk schaut auf unsere U-Boot-Waffe. Das Bild Otto Weddigens hängt in jeder deutschen Wohnstube — und das mit Recht —. Mit Halbheiten gewinnen wir nicht den Krieg. Aber die politische Führung befürchtet durch den Handelskrieg mit den U-Booten noch schärfere Repressalien. Das ist falsche Politik. Wir sind

doch im Krieg. Wenn es das Glück des Vaterlandes gebeut, müssen wir auch hungern können, alle! In diesem Sinne gilt es zu arbeiten, auszuhalten!'" –

Mit kurzem Ruck erhebt sich der Kaiser, so daß die goldene Fangschnüre hin und her schwingt und die Quästchen gegen die Ordenssterne schlagen.

„Herr v. Valentini, darf ich bitten!" Der von dem Monarchen so Angeredete verneigt sich und folgt dem Kaiser. –

Über zackigen Porphyrfelsen, die in das sonst so sanfte Landschaftsbild hineinragen, und den rebenbestandenen Berglehnen des Nahetales hat sich der rote Sonnenball tiefer und tiefer gesenkt. Jetzt ist er fast ganz verschwunden.

Die beiden Husaren, den Ringkragen mit dem kaiserlichen Wappen, den nur die Stabswachen des Großen Hauptquartiers tragen, auf der Brust, stehen noch unbeweglich, mit präsentierendem Karabiner, zu beiden Seiten des Aufgangs des Kurhauses.

Über den weißschimmernden Kies schreitet der Kaiser, zu seiner Linken der Zivilkabinettschef v. Valentini, der Wandelhalle zu. Diskretes Sporenklirren begleitet sie.

„Euer Majestät, ich halte es doch für sehr notwendig, daß Euere Majestät nach Rückkehr von Laxenburg zu einer Besprechung der schwebenden politischen Angelegenheiten in Berlin Zwischenstation machen, ehe Euer Majestät in das Große Hauptquartier zurückkehren ..."

Etwas überlaut echot es von dem Wandelhallendach, und die sonore Stimme des Kabinettschefs wird dann plötzlich von den Sätzen des Kaisers unterbrochen.

„Berlin? Was soll ich schon wieder in Berlin? Es ist Krieg und ich gehöre in die Befehlsstelle der Obersten Heeresleitung. Ich bleibe bei meinen Soldaten!“

Er bleibt stehen, schaut mit funkelnden Augen die kleine Exzellenz an und stößt mit dem gestreckten Zeigefinger der rechten Hand ein paarmal senkrecht zu Boden, als wolle er damit bedeuten: nur hier ist mein Platz. Das ist meine Pflicht!

Vom Nahearm weht eine frische Brise einen blütenschwangeren Duft des nahen Rosengartens herüber. Tief zieht der Kaiser die Luft ein. Ein versöhnlicher Zug geht über sein Gesicht und dann wendet er seine Schritte diesem kleinen, entzückenden Gärtchen zu.

„Wenn Euer Majestät mir zu bemerken erlauben wollen“

– beginnt Valentini wieder –

„die Lage ist mir nach den neuesten Meldungen als so verworren bezeichnet worden, daß eine Krise unvermeidlich zu sein scheint, Euer Majestät wissen ja selbst, General Ludendorff ...“

– Valentini hält inne, der Kaiser fällt ihm ins Wort –

„Will Ludendorff etwa auch, wie der Feldmarschall am letzten Freitag, seinen Abschied von mir?“

Valentini erwidert mit einem kurzen Kopfnicken:

„Jawohl, Euer Majestät, daran zweifele ich nicht. Ludendorff wird Euer Majestät vor die entscheidende Wahl stellen: Bethmann oder Ludendorff.“

Der Kaiser macht noch einen Schritt, steht dann, schlägt mit der Hand durch die Luft und sagt erregt:

„Exzellenz, ist das die Möglichkeit? Ist das nicht der Gipfel, daß mich meine höchsten Offiziere in eine solche Zwangslage versetzen? Ich dulde das nicht. Ich habe die beiden Generäle an die verantwortungsvollste Stelle berufen, ich muß erwarten, daß sie weiterhin da ihre Pflicht tun."

— und lenkt dann beschwichtigend ein:

„Ich weiß, ich weiß, Ludendorff ist nicht der Mann der Kompromisse. Er haßt übertriebene Toleranz und zu große Nachgiebigkeit wie die Menschen selbst, die diese für ihn negativen Charaktereigenschaften besitzen. Aber schließlich bin ich es allein, der über den obersten Beamten des Reiches zu bestimmen hat und auch bestimmen wird. Kann ich es denn verantworten, mitten im Kriege eine Kanzlerkrise heraufzubeschwören, nur weil es den beiden Generälen nicht in den Kram paßt?"

Des Kaisers Kopf fliegt zum Kabinettschef herum, dabei hakt sich der Zeigefinger der rechten Hand hinter einem Knopf der Litewka fest und das Rubinkreuz in der Mitte des mächtigen Brillanten am Ringfinger funkelt tiefrot im letzten gedämpften Schimmer des sommerlichen Abendhimmels.

Valentini nagt verlegen an der Unterlippe.

„Exzellenz, ich fahre nicht nach Berlin!" ruft der Monarch erregt. Sein Blick gleitet langsam an Valentini herab, dann über den Garten hin und fällt auf die volle Blütenpracht weißer und gelber Rosen.

„Sehen Sie, Exzellenz, diese schönen Blumen! Man vermeint im tiefsten Frieden zu sein. Die Natur weiß nichts vom Krieg und Kampf der Menschen untereinander. Nur

sie vernichten in ihrem Wahn eigenes Blut und unersetzliche Werte!"

Dann bricht der Kaiser eine weiße „Kaiserin Augusta Viktoria" und eine gelbe „Marschall Niel", überreicht sie seinem Kabinettschef, holt tief Atem und fügt versöhnlich hinzu:

„Aber, wenn Sie meinen, ob es nicht doch besser wäre wegen Ludendorff?

Der Mann ist eben unersetzlich!" –

In dem kleinen unscheinbaren Gebäude an der Ecke, wo sich zwei Straßen kreuzen und zu einem kleinen Vorplatz erweitern, rattern und tacken die Fernsprech- und Fernschreibeapparate der Feld-Telegraphendirektion, die ununterbrochen arbeiten. Hier ist eine der wichtigsten Stellen der deutschen Kriegszentrale, in der durch unterirdische Kabel und Leitungsdrähte Gespräche und Telegramme zu und von allen Brennpunkten der Fronten in West und Ost und Süd und Nord geleitet und aufgenommen werden.

In einem der unteren Räume sitzt der Feld-Telegraphensekretär Hansen vor seinem „tonlosen Klavier", dem Hughesapparat.

„Na, also endlich Verbindung Wien, dann kann's ja losgehen!"

brummt er vor sich hin, und sein Blick schaut abwechselnd auf seine schlanken Finger, die über die weißen Tasten gleiten, und auf das Telegrammkonzept, das links von dem dicken Längsstrich die Niederschrift des Ersten Generalquartier-

meisters Ludendorff mit der darunter befindlichen Signatur des Feldmarschalls „H. 6./7. 17" trägt und rechts davon die Entzifferung in Schreibmaschinenschrift:

„Telegramm –

Gr.H.Qu., den 6. Juli 1917. 4 Uhr 15 Min. nm.
Ankunft 6. Juli 1917. 4 Uhr 42 Min nm.

Der Chef des Generalstabes des Feldheeres
an seine Majestät den Kaiser und König z. Zt. Wien.

Der Kriegsminister hält aus inneren Gründen einen gemeinschaftlichen Kronvortrag mit mir und General Ludendorff vor Ew. Majestät gleich nach dem Allerhöchsten Eintreffen in Berlin für notwendig. Ew. Majestät bitte ich alleruntertänigst, diesen Vortrag allergnädigst befehlen zu wollen. Ich fahre heute nacht nach Berlin.

gez. v. Hindenburg."

„Schluß!" ruft Hansen mit erhobener Stimme. Nur schwach dringt das Wort in dem Geratter und Getacke der Apparate an das Ohr seines Kollegen Butenschön.

„Das ist ja in den letzten Tagen eine tolle Arbeit ..."

– schallt es von dessen Arbeitstisch zurück –

„... man kommt kaum zu sich selbst. Aber wir wollen halt noch zufrieden sein. Bei der OHL. scheint etwas Besonderes im Stroh zu sein. Mich dauern doch der alte Marschall und der General, die nicht einmal des Nachts ihre Ruhe haben. Wie die das nur manchmal aushalten ... und dann überhaupt ohne jeden Urlaub? Den kriegen wir doch wenigstens noch ... Nun sausen die beiden heute abend schon wieder nach der Hauptstadt ...!"

„Ludendorff wird wohl reinen Tisch machen wollen ...“

– erwidert Hansen –

„... der kann nun mal den Bethmann nicht mehr riechen! Ist ja auch schlimm mit dieser Politik, die da in Berlin gemacht wird! Der Reichskanzler ist eine Gelehrtennatur, die sich in Problemen verliert, die den linksgerichteten Parteien und auch dem Zentrum nicht auf die Füße treten will, im Gegenteil, sie ungeschoren wühlen läßt, die immer nach dem Friedenszippel schnappt, sobald sie ihn in ihren philosophischen Träumen zu sehen wähnt. Dieses Mal dreht es sich ja in erster Linie wohl um die Friedensresolution im Reichstag und die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts in Preußen.“

„Ja, gewiß!“

– mischt sich jetzt auch der Feld-Telegraphensekretär Fritsche in das Gespräch ein –

„... und da soll so ein ganzer Kerl wie unser Ludendorff, den wir lieben und verehren, weil wir hier immer wieder fühlen, daß er ein warmes Herz für seine Soldaten hat, sich in seinem heroischen Kampfe um unser Deutschland von diesen Verständigungspolitikern den Boden unter den Füßen entreißen lassen, die seinen unbeugsamen Willen zum Siege durch Verbreitung schwächender Friedensideen zu überwuchern versuchen? ... Kommt ja nicht in Frage!“

„Aber Ludendorff hat es doch stets abgelehnt, sich in jegliche Fragen äußerer wie innerer Politik hineinzumischen, darüber sind wir durch so manches Beweisstück unterrichtet worden ...“

— wirft Butenschön ein wenig hohnvoll ein —

„Na schön, das ist schon richtig, . . ."

— erwidert Fritsche bestimmt und schneidet die langen „Bandwürmer" seines Hughesapparates in gleichlange Streifen, die er dann auf ein Telegrammformular klebt —

„. . . ist denn einer da, der Politik machen kann? Die Politiker, die es können sollten, können's doch verdammt nicht. Was bleibt da anders übrig, als daß der OHL. die Zügelführung in politischen, wirtschaftlichen und sozialen Dingen noch nebenher in die Hände gelegt und aufgezwungen wird. Sie, nämlich die OHL., ist die einzige, auf die Heer und Heimat noch ihre ganzen Hoffnungen setzen . . . Ich wüßte jemand, der allein Deutschlands Retter sein kann, das ist ein ‚Diktator' Ludendorff!"

„Ganz meine Meinung, . . ."

— kommt es, wie aus einem Munde, von Hansen und Butenschön herüber —

„. . .sonst sind wir doch eines schönen Tages verloren und — daran sind wir selbst nicht unschuldig . . ."

Weiter surrt und summt es in den Leitungen, klappern unaufhörlich die Apparate. Sie hämmern Deutschlands Schicksal! —

Noch immer ist keine Entscheidung in Berlin gefallen. Das Manöver in der Schaukelpolitik des Reichskanzlers ist so geschickt inszeniert, daß der Kaiser die beiden Generäle am 7. Juli wieder in das Große Hauptquartier abreisen läßt und das erste Abschiedsgesuch Bethmanns vom 11. Juli ablehnt.

An demselben Tage aber hat Ludendorff, gleichzeitig mit einem solchen des Feldmarschalls, ein Chiffre-Telegramm, sein Abschiedsgesuch enthaltend, an den Militär-Kabinettschef v. Lyncker für den Kaiser nach Berlin durchgegeben:

Gr.H.Qu., den 12. 7. 1917.

An des Kaisers und Königs Majestät.

„Euer Majestät haben sich in der schwersten Krise, die über Deutschland und Preußen hereingebrochen ist, für den Verbleib des Leiters dieser Politik, des Herrn Reichskanzlers, in seinem Amt entschieden.

Euer Majestät wissen, daß es für mich als verantwortliches Mitglied der Obersten Heeresleitung unmöglich ist, zu dem Herrn Reichskanzler das Vertrauen zu haben, das als Grundlage für eine nützliche Zusammenarbeit zwischen dem Reichskanzler und der Obersten Heeresleitung zur glücklichen Beendigung des Krieges unerläßlich ist, nachdem der Krieg nicht mehr allein auf rein kriegerischem Gebiet ausgefochten werden kann. Das Vaterland muß unter diesem Mangel an vertrauensvoller Zusammenarbeit leiden. Euer Majestät ausgleichender Befehl kann dies nicht verhindern.

Euer Majestät kann ich in meiner Stellung nicht mehr dienen, und Euer Majestät bitte ich alleruntertänigst, mir den Abschied zu bewilligen.

gez. Ludendorff,
General der Infanterie und Erster Generalquartiermeister."

In großen Schritten durchmißt Ludendorff sein Arbeitszimmer. Die Hände sind auf dem Rücken ineinander verschlungen. Seine klarblickenden Augen unter den hochgezogenen Brauen sind zu Boden gerichtet oder starren ins Wesenlose. Kommt er ans Fenster, dann geht der Blick auf die Grünanlagen des Oranienhof-Gartens. Mit dem Zeigefinger der rechten Hand tippt er auf die Blumenerde der Pelargonie, die auf dem Fensterbrett steht, und prüft sie nach ihrer Feuchtigkeit. Dabei arbeitet es hinter der hohen Stirn des Generals immerfort, und in Gedanken rekapituliert er das, was ihn jetzt so sehr bewegt:

Kurz nach seiner und Hindenburgs Berufung in die Oberste Heeresleitung war es schon zu Auseinandersetzungen mit dem Kanzler v. Bethmann-Hollweg gekommen. Eine Differenz löste die andere ab. Angefangen mit der geplanten Errichtung eines Königreichs Polen, über die Durchführung des Hilfsdienstgesetzes, die Frage des uneingeschränkten U-Boot-Krieges, des Friedensangebotes der Mittelmächte 1916, bis hinüber zu dem jetzigen Eklat der Friedensresolution des Reichstags und der Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts in Preußen.

„... Das sind Unmöglichkeiten, Verbrechen an Volk und Vaterland und heller Wahnsinn zugleich!"

— kommt es in seinem Selbstgespräch in heller Empörung über seine Lippen —

„... Die Herren dort in Berlin, die als Politiker führend an der Spitze unseres Reiches stehen, müßten immer wieder zum heiligen Kampf aufrufen, das heilige Feuer schüren, das in der Seele des Volkes glüht. Oft genug in der Geschichte hat der deutsche Mensch es bewiesen, daß er zu

kämpfen und entbehren, zu opfern und zu sterben bereit ist für des Vaterlandes Größe und Herrlichkeit und Freiheit ..."

– Der Feldherr tritt vor die Landkarte des Deutschen Reiches –

„... Wie ein eiserner Ring umschließt unser tapferes Heer des Reiches Grenzen, härtet täglich mehr des Schwertes Stahl in der Schlachten Feuer und Tod! ... Im Innern des Landes selbst fault der Kern, schwächt man durch dummes Friedensgeschwätz im ungünstigsten Augenblick den Siegeswillen von Heer und Volk, untergräbt man die Autorität des monarchischen Gedankens, verteidigt sie nicht einmal, während doch noch die Mehrzahl der Kameraden im Feld und der Brüder in der Heimat das Kaisertum verherrlichen, es lieben und ehren! ... Gewiß wollen auch wir den Frieden, will ihn das gesamte Volk. Aber nur einen solchen der Ehre, der der Opfer in diesen drei siegesreichen Jahren wert ist ... Man treibt wie auf schwankender Eisscholle: ein Teil gleitet in den Strudel und der andere, der noch steht, bröckelt in Stücken vom Rand und versinkt! ..."

– Der General gießt ein Glas Wasser aus der Karaffe ein und trinkt, als wolle er den Ärger herunterspülen –

„... So möge der Kaiser nach bestem Wissen und Gewissen entscheiden, wen er am ehesten entbehren zu können glaubt: mich oder den Kanzler."

In diesem Augenblick dröhnt die Stimme des Fernsprechoffiziers aus der Telephonzentrale der Operationsabteilung durch den großen, grauen Lautsprechertrichter:

„Hallo, Hallo! Exzellenz!“

Der Feldherr nimmt das Sprachrohr vom Haltehaken an der Seite des Arbeitstisches:

„Hier Ludendorff!“

Und wieder der dumpfe Ruf wie aus geisterhafter Ferne:

„Bitte, Euer Exzellenz! Es wünscht AOK. siebzehn!“ –

Am 13. Juli geht durch den Draht:

„... Hallo! Hallo! Hier Stellvertretender Generalstab Berlin ... ist dort Großes Hauptquartier Kriegszentrale Bingen?“

„Jawohl!“

„Bitte Bi 62 ... I A-Gespräch für den Herrn Generalmajor v. Eisenhart Rothe.“

Der Generalintendant des Feldheeres hebt den Hörer des Apparates ab und meldet sich:

„Hier Eisenhart Rothe ... aha, guten Morgen Euer Exzellenz! ... Was ist das? ... In Berlin? ... Nanu und? ... Donnerwetter, das ist ja eine Überraschung ... von Seiner Majestät schon genehmigt? ... So bleibt also in der OHL. alles beim alten ... Gut! ... gut! ... Gott sei Dank! ... Jawohl, Exzellenz, komme sofort, bin heute abend dort ... Vielen Dank, Exzellenz, und auf Wiedersehen denn heute Abend! ...“

General v. Eisenhart drückt auf die Gabel, dreht die Kurbel und meldet an:

„Bitte Bi 42 ...“ „Herr Major v. Oertzen, ich bitte Sie sogleich in mein Zimmer zu kommen. Danke!“

Nach wenigen Minuten steht der Major vor seinem Formationschef.

„Herr Major, Exzellenz Ludendorff hat mich zu einer dringenden Besprechung nach Berlin befohlen. Er teilt mir soeben mit, daß dem Reichskanzler von Seiner Majestät noch vor Eintreffen der OHL. der erbetene Abschied bewilligt wurde. Der Weg für die OHL. ist nunmehr wieder frei. Man kann wieder aufatmen. Das verdanken wir zum nicht geringen Teil dem Ersten Generalquartiermeister. Gäbe uns der Herrgott auch einen solchen starken Mann in der politischen Reichsführung, dann will ich für meinen Teil schon zufrieden sein ...

... Sie übernehmen die Dienstgeschäfte bis zu meiner Rückkehr. Ich danke Ihnen, auf Wiedersehen!“ –

Am nächsten Tage, dem 14. Juli 1917, wird der Unterstaatssekretär Dr. Michaelis – mit Einverständnis des Feldmarschalls und unter Zustimmung General Ludendorffs zum Kanzler des Deutschen Reiches ernannt. –

„Es war ein gewaltiges Arbeitsgebiet, das sich mir auftat und das von mir vieles verlangte. Ich mußte tief in das Getriebe der Kriegsführung und in das Heimatleben im großen und kleinen eindringen!“

Auf der Terrasse des großen, modernen Prunkbaues, der Wohnung des Obersten Kriegsherrn, gehen oder stehen die zur Frühstückstafel beim Kaiser geladenen Offiziere zwanglos umher. Die Sonne, die mit hellem Licht durch die Dachverglasung auf die violettfarbene Täfelung und Wandbekleidung fällt, umfaßt mit dicken Strahlenbündeln das Grau und Gold und Rot der Uniformen. Das bunte, farbenfreudige Bild umrahmt ein Kranz rosaroter Geranien, die ihre letzte volle Blütenpracht entfalten.

An der Türschwelle steht der Feldmarschall. Mit lächelnder Miene schlürft er ein Täßchen Mokka. Dort unterhält sich der Chef des Admiralstabes v. Holtzendorff mit dem bulgarischen Militär-Bevollmächtigten Oberst Gantchew. Der greise Generaloberst v. Plessen, der den Oberstleutnant v. Tieschowitz in ein längeres Gespräch zieht, legt diesem seine linke Hand beruhigend auf das Achselstück der rechten Schulter. Mit der noch unangezündeten langen Zigarre in der rechten Hand beschreibt er undefinierbare Figuren im Luftraum, als wolle er, wie ein Lehrer vor seinen Schülern an der Wandtafel, geometrische Aufgaben lösen. Der schon grauhaarige Hauptmann v. Brockhusen, ein Schwiegersohn des Generalfeldmarschalls und sein früherer Adjutant in Ober-Ost, lauscht den Ausführungen des mit verschränkten Armen dastehenden langen Generals und Chefs der poli-

tischen Abteilung v. Bartenwerffer, dessen linkes Auge mit dem eingeklemmten Monokel im Reflex des einfallenden Lichtes wie ein großer weißer Punkt erscheint.

Kerzengerade, die Hände auf dem Rücken, den Blick zu Boden gerichtet, steht Ludendorff. Der neue Reichskanzler Michaelis, um einen ganzen Kopf kleiner als der General, ist zur Geburtstagsfeier des Feldmarschalls erschienen, um die Glückwünsche der Regierung zu überbringen. Fast kahlköpfig, mit schräg überhängenden Lidern über den lebhaften grauen Augen und mit scharfgezeichneten Gesichtszügen, blickt er unverwandt in das Gesicht Ludendorffs, das ausdrucksvoll, aber unbeweglich bleibt. Ruhig hört er dem Bericht des Reichskanzlers zu, äußert nur hier und da sein Mißfallen oder bezeugt durch ein kurzes, eckiges „Selbstverständlich" oder „Jawohl" sein Einverständnis. Seinen linken Fuß setzt er jetzt auf den schmalen Mauervorsprung der Terrassenwand und stützt seine linke Hand auf sein Knie. Nur bei Sätzen, deren schnellere Folge die Erregtheit des kleinen Kanzlers erkennen läßt, schaut Ludendorff unter seinen Liddeckeln, die die Pupillen halb verdecken, in das verkniffene Gesicht.

Das Erbe, das Michaelis vor wenigen Wochen von seinem bei der Obersten Heeresleitung in Ungnade gefallenen Vorgänger Bethmann-Hollweg übernommen hat, ist kein leichtes. Schwer, allzu schwer, lasten die Sorgen und Entbehrungen auf dem deutschen Volke. Dazu kommt, daß Militärs und Politiker beklagenswerterweise sich nicht auf einer gemeinsamen Basis finden können. Der Widerstreit der Meinungen der politischen Parteien zerrt an den Bindungen von Reichsregierung und militärischer Führung und droht einen Riß zu schaffen zwischen Felduniform und Zivilrock. Mit stetem

Bemühen versucht Michaelis, die noch geringe Trennung wieder zu überbrücken. Friedensschalmeien werden hier und da aus dem Lager der Linksparteien laut, und der internationale Einfluß der weltverbrüdernden Parteien auf die Lauen und Schwächlichen im Reich kann nicht genug bekämpft werden. Noch wagen sie sich nicht heran an das Doppelgestirn Hindenburg—Ludendorff, das zu hoch steht, um es antasten zu können.

Und draußen, hinter den deutschen Grenzpfählen, da wütet das Grauen, da besiegeln deutsche Männer und Jünglinge zu Tausenden ihre Treue und Liebe zu Volk und Vaterland mit ihrem Herzblut! Der Feindbund hofft, daß er uns klein kriegen kann, haben denn nicht auch im Rücken Deutschlands die heimlich gebrauten Giftsuppen des jungen unselbständigen und in Furcht vor Rom schlotternden Karl von Habsburg alias Kaiser von Österreich — unseres „Verbündeten" — dort drüben das ihre getan, um den Kriegswillen der Feinde zu stärken?

„Jawohl, Euer Exzellenz!"

— läßt sich jetzt die etwas krächzende Stimme des Reichskanzlers vernehmen —

„... die Rede des englischen Ministerpräsidenten Lloyd George vom 21. Juli in der Queenshall und die letzten Verhandlungen im englischen Unterhause haben mit unwiderleglicher Deutlichkeit bewiesen, daß Großbritannien keinen Frieden der Verständigung und des Ausgleichs, sondern nur einen Abschluß des Krieges will, der die völlige Unterwerfung Deutschlands unter die gewaltsame Willkür seiner Feinde bedeuten würde."

„So sehr wir, und damit spreche ich auch für den Feldmarschall . . .“,

– erwidert Ludendorff, und seine Stimme wächst mit jedem Wort –

„. . . die Oberste Heeresleitung überhaupt und die deutsche Armee in Feld und Heimat, den Frieden wünschen, für den wir kämpfen und arbeiten, so sehr werden wir uns dagegen mit aller Energie und Tatkraft verwahren, uns den Bedingungen des Feindbundes mit Haut und Haaren unterwerfen zu müssen, die für uns das sichere Ende bedeuten würden. Gestatten Sie mir, Ihren und unseren unverrückbaren Standpunkt nicht besser . . .“

– und dabei reckt sich die Riesengestalt des Feldherrn, als wüchse sie noch um eines Hauptes Länge empor –

„. . . als mit den treffenden Worten, die kürzlich Seine Majestät brauchte, unterstreichen zu dürfen: ‚für den Frieden beten wir alle, um den Frieden bei unseren Feinden zu bitten, dazu geben wir uns nicht her!‘“ –

Über der Stadt liegt eine warme Herbstnacht. Der wolkenlose Himmel zeigt seine ganze Sternenpracht. Bisweilen löst sich ein heller Lichtpunkt und saust in geradliniger Bahn herab, verschwindet hinter dem schwarzen Horizont. Fliegerwetter!

In den Kasinos und Unterkunftsräumen der Angehörigen des Großen Hauptquartiers herrscht frohe Festtagsstimmung. Man trinkt, raucht, singt vaterländische Lieder.

Ein kleinerer Kreis höherer Offiziere der Obersten Heeresleitung, unter ihnen auch der Kaiser, sitzt im Kasinosaal des

Generalstabsgebäudes in angeregter Unterhaltung bei einem Glase Bier um das Geburtstagskind, den Generalfeldmarschall.

Vom Kriege und von Politik wird kaum ein Wort gesprochen. Der Kaiser und auch Hindenburg wollen die frohe Stunde dieses Abends nicht durch ernste Unterhaltung stören. Nur ab und zu tritt ein Generalstabsoffizier an den Ersten Generalquartiermeister heran, der links vom Kaiser sitzt, um ihm kurze Meldungen zu überbringen. Einmal auch erhebt er sich, entschuldigt sich beim Kaiser und geht hinaus, da man ihn persönlich am Fernsprecher verlangt. Nach einigen Minuten nimmt der General wieder seinen Platz ein.

Gerade lauscht die ganze Tafelrunde einem Erlebnis des Kaisers, der in seiner temperamentvollen Redeart erzählt.

Der alte Feldmarschall nimmt eine Zigarre aus dem bereitstehenden Kasten. Der Kaiser entzündet ein Streichholz und hält es Hindenburg hin. In diesem Augenblick erzittern die Fensterscheiben unter dem Luftdruck eines heftigen Artilleriefeuers. Eine Sekunde, dann ist es jedem klar: Fliegerangriff und Abwehrfeuer der Flakbatterien auf den umliegenden Bergketten.

Der Flügeladjutant, Major Frhr. v. Münchhausen, tritt ein und meldet dem Kaiser:

„Euer Majestät melde ich gehorsamst, daß soeben die Nachricht von einem möglichen feindlichen Luftangriff auf das Große Hauptquartier eingetroffen ist. Die Feuerleitung teilt mit, daß sie zum Schutze des Bereichs das Abwehrfeuer der Feuerstellungen ‚Gans‘, ‚Klosterberg‘ und ‚Galgenberg‘ in vollem Umfange eröffnet. Da möglicherweise schwere Detonationen zu erwarten sein kön-

nen, möchte ich Euer Majestät ganz gehorsamst bitten, sich sogleich in den bombensicheren Unterstand begeben zu wollen."

Der Kaiser nimmt von der Meldung Kenntnis, lehnt es jedoch scharf ab, sich in den „Heldenkeller" zu „verkriechen", unterhält sich vielmehr in der lebhaftesten Weise weiter und bedeutet damit, daß er den Angriff nicht fürchtet.

Das Feuer wird indes stärker und stärker. Man hört, wie draußen die Splitter der Schrapnells auf den Boden klirren. Wieder und wieder versucht der Flügeladjutant den Kaiser zu überzeugen, zu überreden, doch Schutz zu suchen.

Nun werden auch die anderen Herren ungeduldig. Der Flügeladjutant ist verzweifelt. In seiner Not weiß er keinen besseren Rat, als sich an den Ersten Generalquartiermeister zu wenden. Der muß einen Ausweg finden. Auf den wird der Kaiser hören!

Ludendorff steht auf, verneigt sich vor dem Kaiser:

„Euer Majestät! Wir alle sind sehr in Sorge. Ein einziger Treffer könnte unübersehbares Unheil anrichten. Des Obersten Kriegsherrn Leben gehört der ganzen Nation! Euer Majestät dürfen sich einer solchen Gefahr nicht aussetzen! . . ."

Der Kaiser ringt einen Augenblick lang mit widerstreitenden Gefühlen und wendet ein:

„Aber Exzellenz, ich bin doch kein Hasenfuß!"

Und als er dann noch weiter von Feigheit spricht, wird Ludendorff sehr ernst und redet eindringlich auf ihn ein:

„Ein Appell an die Furcht findet in deutschen Herzen niemals ein Echo, Euer Majestät, sagt schon Bismarck! — Am wenigsten in dem eines Königs!...“

— und die Stimme des Generals wird fast feierlich —, als er fortfährt:

„...Euer Majestät denken vielleicht daran, daß der Große Kurfürst an der Spitze seiner Dragoner gegen den Feind ritt, daß Friedrich der Große seine Soldaten mit dem Krückstock mitten im Schlachtgetümmel anfeuerte und Kaiser Wilhelm I. vor Sedan im Kugelregen stand. Aber andere Zeiten fordern auch andere Maßnahmen! „Kaiserpflicht geht über Soldatenrecht!““ —

Das sitzt.

„Mein lieber Feldmarschall, kommen Sie mit. Exzellenz Ludendorff ist ein Mordskerl, er bringt es fertig, selbst seinen König in den ‚Heldenkeller‘ zu sperren. Was kann der Mann eigentlich n i c h t ?“

Nach etwa einer Stunde ist das kleine kriegerische Intermezzo, welches einige naive Gemüter für ein Hindenburg-Geburtstagsfeuerwerk gehalten, zu Ende.

Ein kleines Beispiel ist es nur, wie der sonst so selbstbewußte deutsche Kaiser das Urteil und den Ratschlag „seines Generals“ bewertet. —

Die Abenddämmerung geht über in das Dunkel einer feuchtkalten Herbstnacht. Menschenleer sind die düsteren Straßen des Ortes, der das Große Hauptquartier in seinen Mauern birgt. Kein Lichtschein dringt aus den Fenstern der Häuser, in denen es hier und dort noch lebhaft zugeht.

Von Zeit zu Zeit öffnet sich die Tür eines Hotels oder Fremdenpensionates, in denen sonst zu Friedenszeiten die Kurgäste Wohnung nahmen, die jetzt aber eine Formation der deutschen Kriegszentrale beherbergen. Offiziere oder Ordonnanzen mit Mappen unter dem Arm treten heraus, um eiligen Schrittes mit dringenden Meldungen den Weg zu einer anderen Dienststelle zu nehmen. Kein Fremder könnte hier unter den Dächern dieser grünbewachsenen freundlichen Villen die höchsten deutschen militärischen Stellen des Krieges vermuten. Kommt man allerdings an dem Pensionshaus „Wald" vorüber, so klingt hier das Rattern der Hughesapparate der Feld-Telegraphendirektion in die Stille des Abends.

Wie in tiefem Schlafe liegt einige Wegminuten davon das große Gebäude des Generalstabes. An allen Fenstern sind die Läden dicht geschlossen und von innen verhüten schwarze Blenden das Durchdringen auch nur des kleinsten Lichtscheines. „Wegen Fliegergefahr", so heißt es in dem Befehl des II. Kommandanten, „müssen stets alle Fenster und Hauseingänge im Bereich des Unterkunftsortes des Großen Hauptquartiers abgeblendet sein."

Warme, stickige Luft liegt in den Räumen der „Großen Bude", schon der beizende Geruch einer „Kriegszigarette" wird als Erfrischung empfunden. Man raucht eine und wieder eine und legt den letzten Rest, deren ätzender Rauch auf der Zungenspitze brennt, gedankenlos in den Aschenbecher.

Leises Motorbrummen, das langsam näherkommt und stärker wird, unterbricht die abendliche Ruhe. Das mahlende Rauschen und Knirschen von Gummireifen geht über den dichten Kies. Ein Wagen hält, bald darauf wird der Schlag zugeworfen. Dann surrt der Motor beim Anfahren noch

einmal laut auf, wird leiser und immer leiser. Und wieder ist es totenstill.

Eine Tür wird geöffnet, dumpfe Schritte auf dem dicken Teppich des Korridors, von leisem Sporenzirpen begleitet, gehen vorüber. Aha, ein Offizier begibt sich zu dem General, um ihm Vortrag zu halten. Wenn andere an ihre Nachtruhe denken, dann beginnt hier von neuem die Arbeit. –

Auf dem Arbeitstisch des Ersten Generalquartiermeisters wecken unaufhörlich die Fernsprechläutewerke. Der Fernsprechoffizier hat seine liebe Not, damit bei Beendigung des gerade geführten die Verbindung des folgenden Gesprächs störungsfrei hergestellt ist.

Neben dem Schreibtisch sitzt ein mittelgroßer Generalstabsoffizier. Der gelblich-grüne Lichtschein der Hängelampen läßt die tiefen Falten, die sich in dem scharfgeschnittenen Gesicht von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln hinabziehen, noch krasser in Erscheinung treten. Hell und leuchtend blitzt das blaue Auge auf, wenn es, von dem aufgeschlagenen gelben Aktendeckel mit der Aufschrift „Seiner Exzellenz" aufschaut und den Blick Ludendorffs trifft. Kurz und knapp kommen die Worte aus dem schmalen Munde des eisern pflichttreuen, fleißigen Majors Nicolai, Chefs der Abteilung IIIb des Generalstabes.

„... Wenn Euer Exzellenz befehlen, möchte ich noch einige Eindrücke aus der Auslandspresse vortragen ..."

„Jawohl, sogleich, Herr Major ..."

– gibt Ludendorff zur Antwort, legt sein rechtes Bein über das linke Knie, indem er seinen Sessel ein wenig zurückschiebt, und stützt seinen linken Arm auf die Stuhllehne –

„... können Sie mir nicht über das so verschnupfte Norwegen berichten? Wie stellt sich dieser Staat zu unserem strategischen Rückzug vor kurzem, und wie ist die Wirkung unserer weiteren U-Boot-Erfolge und die dadurch bedingte wirtschaftliche Lage dieses Nordstaates?"

„Die Auslandsstelle des Kriegspresseamtes konnte mir berichten, daß Nörregaard bezüglich der Kriegsschauplätze West und Ost und der Flotte immer wieder hervorhebt, daß die Durchbruchsversuche der Engländer und Franzosen gescheitert seien. Die Hindenburglinie sei nur in der Mitte der ganzen Stellung überhaupt erst erreicht, die Kämpfe an den Flügeln fänden noch vor der eigentlichen Linie statt. Er legt das neue System der beweglichen Linien dar, das die Alliierten an der Ausnutzung der Überlegenheit an schwerer Artillerie hindere und ihre Verluste erhöhe. Die Deutschen warteten, bis ihre durch die Wirkung des U-Boot-Krieges in ihrem Beginn bestimmte Gegenoffensive stattfinden werde. Auch die Regierungspresse spricht von dem vergebens versuchten Durchbruch und erwartet eine Gegenoffensive. Die aktivistischen Blätter betonen gegenüber den ‚theatralischen deutschen Berichten', die die beginnende Kriegsmüdigkeit zeigten", —

Um den fest zusammengepreßten Mund Ludendorffs zuckt es wie der Beginn eines verächtlichen Lächelns:

„Alle Wetter! Was wissen schon diese kleinen Propheten von ‚unserer Kriegsmüdigkeit'. Wir werden's ihnen demnächst schon zeigen, so hoffe ich, man wird die Meinung bald ändern müssen. Aber bitte weiter, Herr Major."
... „daß ein Rückzug immer ein Rückzug bleibe. Einen Durchbruch hätten die Alliierten nicht bezweckt, und aus

den bedeutenden taktischen Erfolgen, besonders der Franzosen, könnten sich große strategische Wirkungen, ein Durchbruch mit darauffolgender Aufrollung der Front ergeben."

„Mein lieber Nicolai, so wollen wir sie denn rollen lassen, ich befürchte nur, daß die Rollen schon vertauscht sein werden, ehe das Rollen der Gegenseite beginnen könnte."

Hart fällt des Generals Rechte auf die Tischplatte. –

„Ich werde allen diesen Besserwissern und neutralen Strategen erneut beweisen müssen, was eine deutsche Oberste Heeresleitung und ihr feldgrauer Soldat zu leisten vermögen, nur Geduld ..."

– und dabei weiten sich die blitzenden Augen –

„... meine Herren von der nordischen Presse, ich sehe schon die Mauselöcher, in die sie kriechen werden, das Maul wird noch früh genug gestopft!"

Die ein wenig zusammengesunkene Figur des Vortragenden reckt sich wieder straff empor:

„Nachrichten von deutschen Offensivplänen gegen Petersburg fanden wenig Glauben. Die Auflösung des russischen Heeres wird mit Sorge verfolgt."

„Sehen Sie also doch, Herr Major, wir treten die Sorge gern an die Norweger ab. Aus ihrer Sorge um die Auflösung des russischen Heeres erwächst unsere Genugtuung und Freude! Immerhin ein kleiner Lichtblick für uns in der norwegischen Presse, der für die Propaganda unseres Sieges über Rußland nur wertvoll sein kann."

„Die Hetze wegen des Ausrottungskrieges gegen die nor-

wegische Handelsflotte hält an. Immer von neuem wird von angeblichen Beschießungen der Rettungsboote torpedierter Dampfer berichtet. Sie findet ihren Ausdruck in der Forderung, Norwegen müsse sich als tatsächlich mit Deutschland im Krieg befindlich betrachten, wenn das Beschießen der Rettungsboote mit zu Deutschlands Kriegszwecken gehöre. Die Rückkehr von 1500 Seeleuten aus England gibt zu neuen Verleumdungen über Vorgänge bei Torpedierungen Anlaß. Nachdem schon ein Viertel der norwegischen Flotte verloren ist, fürchtet man ihren völligen Verlust. Die vorgeschlagenen Rettungsmittel: Krieg mit Deutschland oder Übertragung der Flotte an England für die Dauer des Krieges oder die Zurückziehung der Schiffe von England erscheinen gleich möglich. Jedenfalls ist man darin einig, daß das Land gezwungen sei, auch weiterhin Schiffahrt zu treiben, damit die Einfuhr von Lebensmitteln nicht aufhöre. Jede englische Meldung von dem endlich gefundenen Allheilmittel gegen die U-Boote wird mit Freude gebracht. Zum Trost hebt die Regierungspresse hervor, daß dank der häufigeren Bewaffnung der Handelsschiffe die U-Boote gezwungen seien, mehr mit Torpedos zu arbeiten, was ihre Leistungsfähigkeit stark vermindere. Als Repressalie gegen den U-Boot-Krieg wurde Einstellung der Nickelausfuhr nach Deutschland gefordert. Die Schiffskapitäne verlangten höhere Entschädigungen für die Fahrt im Sperrgebiet. Die Kohlenfracht von England soll von 4–5 Kr. im Frieden auf 300 Kr. gestiegen sein."

„Sehr interessant, nicht wahr, Nicolai? Ich habe morgen vormittag mit Exzellenz Holtzendorff wegen der U-Boot-Fragen Besprechung. Außerdem wünscht Seine Majestät

Mitteilung über den Stand der Dinge. Der Feldmarschall und ich werden mit dem Admiralstabschef zusammen beraten, wie man den Neutralen bis zur Grenze des Möglichen entgegenkommen kann. Die Neutralen werden die deutsche Humanität nicht anzuzweifeln brauchen, den Feindbund hingegen und seine Helfershelfer trifft unsere ganze Stärke und Rücksichtslosigkeit!"

„Über die politische Lage im Innern Norwegens teilt die Presse weiter mit, daß die Stimmung des Landes wieder beruhigter sei. Die Mehrheit scheint nach wie vor an der unbedingten Neutralität festzuhalten. Die geheimen Sitzungen haben aber offenbar gezeigt, daß eine große Partei ein aktives Eingreifen nicht für ausgeschlossen hält. Wenn man auch die Bewaffnung der Handelsschiffe aufgegeben hat, weil sie zu sofortigem Kriege führen würde, so ist doch lebhafte Tätigkeit auf dem Gebiet der Kriegsvorbereitung zu spüren. Ein außerordentlicher Kredit von ca. 30 Millionen Kr. für das Heer ist angenommen. Das Departement für die Kriegsversorgung der Industrie ist Wirklichkeit geworden. Man erwägt die Einführung der Zivildienstpflicht; neue Infanterieregimenter sollen aufgestellt werden. Zugunsten der norwegischen Flotte fand eine Sammlung statt. Der Heeresetat gab Anlaß zu heftigen Vorwürfen gegen den Verteidigungsminister, vor allem wegen des Verfalls der norwegischen Flotte. Aber auch die Linke sträubt sich nicht mehr gegen Ausgaben für die Verteidigung des Landes. Heftigen Widerstand gegen die jetzt insgesamt 300 Millionen Kr. betragenden Heeresausgaben während des Krieges leisten nur die Sozialdemokraten. Die Spionitis führte zur Einschränkung des Postverkehrs in fremden Sprachen usw."

„So sehr ich stets alle Bestrebungen einer sozialdemokratischen Partei bis aufs Messer bekämpfe“

und dabei schneidet der Brieföffner in der rechten Hand des Ersten Generalquartiermeisters durch die Tintenklecksfiguren auf dem großen Löschpapier seiner Aktenunterlage, als seien es die roten Internationalisten, denen er mit einem Schnitt den Garaus machen müßte,

„so sehr begrüße ich natürlich die Widerstände, die man von dieser Seite den Rechten der Regierungen in den noch neutralen Staaten entgegensetzt, denn was für den einen die Eule, ist für den anderen die Nachtigall!“

Eine Handbewegung Ludendorffs, die anzeigt, daß er den Ausführungen des Majors Nicolai weiter zuzuhören wünscht, läßt diesen fortfahren:

„Außer der Sozialdemokratie erwartet man in Norwegen nur vereinzelt einen Erfolg von den sozialistischen Friedensbestrebungen. Die Aktivistenblätter erklären die Rückgabe Elsaß-Lothringens für die Vorbedingung von Verhandlungen der Westmächte.“

„Unerhörte Frechheit! So wird offensichtlich das Bestreben der Entente, welche von Anfang des Krieges an Eroberungsziele verfolgt hat im Gegensatz zu den Mittelmächten, unterstützt von sogenannten ‚Neutralen‘. Ich habe dem früher mehrere Male hierüber Gesagten nichts hinzuzufügen.“

Mit einem Ruck schnellt der Feldherr von seinem Sessel empor, auch der kleine Major steht auf, sieht in das verbissene Gesicht des großen Mannes vor ihm, wie die Zähne

an der Unterlippe zerren, fühlt dann beide Hände des Generals auf seinen Schultern, als wollten sie ihn zerdrücken. Wie ein losbrechender Orkan dröhnt die Stimme Ludendorffs durch den Raum:

„Eine elsaß-lothringische Frage im internationalen Sinne gibt es nicht, wir lassen uns nichts vorschlagen oder von diesen kleinen Würmchen vorschreiben. Wenn es eine solche Frage geben sollte, so ist es eine rein deutsche. Die Entente kämpft für die Rückeroberung Elsaß-Lothringens an Frankreich, wir für den Verbleib im Deutschen Reich. Ich werde nicht eher, so Gott will, die Waffe aus der Hand legen, bis diese Frage entschieden ist.

Und nun, lieber Major, danke ich Ihnen sehr für Ihre Mitteilungen. Wir bringen demnächst einen neuen Beweis unserer Schlagkraft. Sie werden Wasser in die Ohren bekommen, diese Ländchen, und dann wird mir um die Aufrechterhaltung ihrer Neutralität nicht mehr bange sein. Wir wollen in Kürze zu einem entscheidenden Schlage ausholen. Ich habe bereits mit Seiner Majestät und dem Feldmarschall die Lage erörtert und dem Major Wetzell die Ausarbeitung einer Denkschrift über die Führung der Operationen im Frühjahr 1918 befohlen. 1918 muß für uns das siegreiche Ende bringen, ehe der neue Feind Amerika zu Hilfe herbeieilen kann. Ich hoffe, wir brauchen uns nicht mehr lange um jeden Meckerer in Europa und seine Politik zu kümmern ..."

– Seine Hand streicht über die hohe Stirn hinweg, über den Kopf –

„... Über 3 Jahre Krieg, wir sind arg eingeklemmt und bedroht, aber die Tapferkeit und Treue unserer un-

vergleichlichen Soldaten sind meine Stütze und mein Halt! Ich werde weiter befehlen, sie werden weiter gehorchen und kämpfend bis zum letzten Schweiß- und Blutstropfen ihre Pflicht tun, das weiß ich."

– Und seine Faust schlägt dabei auf die Ecke der Tischplatte –

„... Aber diese Politiker, diese Diplomaten, diese Parteikrämer aus dem Haus der sogenannten Volksvertreter in Berlin, sie werden uns noch Sorgen machen. Sie werden weiter reden und schimpfen, während wir kämpfen. Sie vernichten, was wir erkämpfen. Gäbe man mir das Recht, die Machtmittel hätte ich schon, den hysterischen Kreischern die Hälse zu stopfen. Ich würde den Herren Sozis mit ihren Weltverbrüderungsideen die Flötentöne schon beibringen. Ihr Einfluß auch auf die Genossen der neutralen Länder ist auf die Dauer unhaltbar. Beachten Sie, Herr Major, aufs peinlichste solche und ähnliche Bestrebungen und machen Sie mir Meldung, falls auf indirekten und versteckten Wegen eine Verbindung über die Neutralen mit den Genossen der Feindstaaten erkenntlich ist. Ich werde kurzen Prozeß machen müssen und gegebenenfalls Oberst Bauer als Sachbearbeiter solcher politischer Angelegenheiten mit weitgehendsten Vollmachten versehen. Was, zum Teufel, hilft Bluten und Sterben unserer besten Söhne, wenn die Zivilisten der Heimat in sicherer Hut uns in den Rücken fallen wollen!"
„Selbstverständlich, Euer Exzellenz, ich verfolge jede Spur ..."

– dabei klirren die Sporen leicht aneinander –

„... die Fäden meiner Abteilung sind gezogen, auch hoffe ich, auf die Dauer das Zusammenarbeiten mit den Reichsbehörden vertrauensvoller gestalten zu können. Leider stoße ich immer auf Widerstände, die mir als Soldat unverständlich sind und mir meine Arbeit bisher unnötigerweise ganz erheblich erschwerten. Es gibt da noch manche harte Nuß zu knacken und, wenn mich nicht alles täuscht, dann fehlt auf der Zivilseite oftmals der gute Wille. Man glaubt sich von den Militärs bevormundet und vergißt dabei unter dem Einfluß des eigenen Ehrgeizes, daß man von der großen Linie abgewichen ist und Fehler begeht, die erst eingesehen werden, wenn es zu spät ist."

Ruhig, mit ein wenig gedämpfter Stimme äußert Ludendorff:

„Herr Major, hören wir auf von unserer Politik! Es ist ein Jammer, es ist ein Kummer, der mir am Herzen frißt und den ich nicht wieder los werde. Warum haben wir nicht politische Führerköpfe, Diktatoren wie Amerika seinen Wilson, Frankreich seinen Clémenceau, England seinen Lloyd George, alles Männer, die ihr Volk aufzuraffen, zusammenzufassen, zu bestricken vermögen mit dem einen Ziel: Sieg oder Untergang? ... Während sie dort drüben von diesem Siege reden, nur vom Siege, raunt es bei uns in allen Ecken vom Frieden, der eine von einem Frieden so, der andere von einem Frieden so ..."

— und der Feldherr zieht die Brauen hoch —

„... und während dort jenseits unserer Schützengräben und des Kanals alle nur ein Vaterland, ihr eigenes kennen, hat der eine, der andere bei uns nur eine bestimmte

politische Richtung, seine Partei, in der er sein Vaterland sieht. Der allmächtige Gott behüte und bewahre uns davor, daß unser sieggewohntes Heer, das heute noch frei ist von Charakterlosigkeiten und verlogenen Phrasen, einmal diesem ‚Rachen des Löwen' ausgeliefert wird. Es wäre das Schmählichste, was die deutsche Geschichte je erlebt hätte!"

Nicolai nickt zustimmend mit dem Kopf und seine Augen ruhen unverwandt in denen seines Vorgesetzten. Die Muskeln in seinem Gesicht zucken ein wenig, wie er zu äußern wagt:

„Man redet sehr viel von einer Diktatur Ludendorff!"

Der General verschränkt die Arme auf der Brust und erwidert, indem er seinen Kopf schüttelt:

„Aber, mein lieber Nicolai, man sollte doch endlich dieses Geschwätz aufgeben. Bekanntlich kann niemand zwei Herren zu gleicher Zeit dienen, das kann ich auch nicht. Ich bin in erster Linie Soldat und diene meinem Vaterlande am Feinde. In meinem Soldatenberuf bin ich zu Hause, nicht aber vermag ich auch noch die verfahrenen Verhältnisse in der Heimat in die richtigen Bahnen zu lenken. Gewiß wäre es das einzig Richtige, die militärische und politische Führung in eine Hand zu legen, aber die Verhältnisse sind gegenüber früheren Zeiten und Kriegen doch erheblich andere geworden. Die Ausmaße dieses Krieges in Feld und Heimat sind so gewaltig große, daß keine Menschenkraft, auch die meine nicht, physisch und psychisch ausreicht, diese Aufgaben zu gleicher Zeit zu lösen. In klarer Erkenntnis solcher Dinge bleibt nur eine Lösung, über die ich lange in schlaflosen Nächten nachgegrübelt

habe. Entweder die militärische oder die politische Führung. Da die letztere aus den eben genannten Gründen für mich nicht in Frage kommen kann, mag man mir weiter vertrauensvoll die erstere belassen. Im übrigen soll man mir nun endlich mit der Diktatur vom Halse bleiben! ..."

Kurze Pause. Während Ludendorff einige Schritte im Zimmer auf und ab geht, stellt Nicolai die Frage:

„Haben Euer Exzellenz noch weitere Befehle?"

Der Feldherr steht, neigt ein wenig seinen Kopf, setzt sich wieder und erwidert:

„Hm, ja, was war es doch gleich? ... Ja, richtig! ... Herr Major, wir stehen heute einen Tag vor der großen Offensive von Caporetto-Tolmein. Wegen ungünstiger Witterungsverhältnisse konnte der Durchbruch am 15. und auch am gestrigen Tage noch nicht durchgeführt werden. Es ist mir gemeldet worden, daß Arz nunmehr endgültig den 24. Oktober für den Angriff festgesetzt hat. Das ist auch schon deswegen vorteilhafter, weil einige tschechische Überläufer den Plan an die Italiener verraten haben, als er noch für die Mitte des Monats feststand, und sich nun der Feind durch die unbeabsichtigte Verzögerung getäuscht sieht. Der Italiener wird also den Nachrichten der Überläufer keinen Glauben schenken, die erhöhte Alarmbereitschaft abblasen und in seinen Stellungen den Angriff bei Tolmein nicht mehr erwarten ... Was hätten Sie mir in diesem Falle noch mitzuteilen? ..."

Auf der einen Seite des großen Schreibtisches liegt ein Aktenstoß. Der General blättert, greift ein Schriftstück her-

aus, sieht einen Augenblick darauf nieder und legt es schon für die Durchsicht nach dem Vortrag des Majors bereit.

Major Nicolai hat inzwischen begonnen:

„Euer Exzellenz! Das Täuschungsmanöver an der italienischen Front ist ein wahres Musterbeispiel dafür, wieweit wir heute bereits mit unserer geheimen Nachrichtenübermittlung und Tarnung gekommen sind. Wie Euer Exzellenz bekannt sein dürfte, ist die Reise Kaiser Karls mit großem Gefolge, unter ihm auch General v. Cramon, nach Bozen programmäßig verlaufen. Ich habe der deutschen, österreichisch-ungarischen und bulgarischen Presse sorgfältigst durchgearbeitete Berichte zugehen lassen, die darauf hinzielen, daß an der Tiroler Front von einem angeblich großen Vorstoß der Verbündeten gemunkelt werden soll, um dadurch die Aufmerksamkeit der Alliierten, insbesondere der Italiener, in eine ganz falsche Richtung zu lenken ..."

„Sehr wohl, Herr Major ...", fällt Ludendorff ein,

„... einige deutsche Sturmbataillone sind für diesen Fall ja rechtzeitig an die Tiroler Front entsandt, die sich besonders auffällig an kleinen Patrouillen und ähnlichen Unternehmungen beteiligen sollen.

Na, und noch ...?"

„... Es ist weiter veranlaßt worden, daß die provisorisch in Betrieb genommene und von einer unserer Funkerabteilungen eingerichtete Funkstation in Bozen täglich mehrere Male Befehle und Funksprüche an alle möglichen deutschen und österreichischen militärischen Stellen und

Truppenformationen sendet, die in veritate gar nicht existieren."

„Jawohl, darüber hatten Sie mir neulich schon kurz Bericht erstattet ..."

– Befriedigt nickt der General dem Major zu.

„Es ist alles so in bester Ordnung, Euer Exzellenz, und ich glaube bestimmt, daß wir durch diese fingierten Nachrichten den Feind in eine Falle locken, aus der er so leicht nicht wieder herauskommen soll! ..."

Während Ludendorff Nicolai die Hand hinstreckt, kommt es wie ein erleichterter Seufzer über seine Lippen:

„Das wäre mir sehr lieb, Nicolai, denn wir haben ja noch viel Arbeit vor uns, und da wäre es erfreulich, wenn wir den ‚lieben, treuen Bundesgenossen von ehedem' so erheblich scheren könnten, daß wir unsere Kräfte und etliche österreichische dazu für neue Unternehmungen im Westen frei bekämen. Warten wir also in Ruhe ab, was der morgige Tag bringt ... Na, sonst hätte ich im Augenblick nichts mehr, lieber Nicolai. Ich danke Ihnen und wünsche Ihnen eine gute Nacht!"

„Verbindlichsten Dank, Euer Exzellenz! Gute Nacht!"

Eine militärisch knappe Verbeugung, der Major geht, die Tür klappt zu. Einen Augenblick nur ist der General allein mit seinen Gedanken und seiner Arbeit. Dann aber wieder und wieder Telephongespräche, und in das Schrillen des Apparates und die harten Worte, die in das schwarze Mundstück fallen, dringt dumpfes Klopfen an der Tür. Die Or-

donnanz tritt leise ein und legt auf den Tisch einen großen, versiegelten Briefumschlag, verschwindet ebenso lautlos wieder über den dicken Teppich und hinter der gepolsterten Doppeltür, nur ein leises, singendes Sporenzirpen noch eine Sekunde lang hinter sich lassend. —

In der durch die Überfülle der Arbeit Gewohnheit gewordenen Hast greift Ludendorff zu dem Umschlag, erbricht ihn und holt ein größeres Aktenstück daraus hervor. „Geheim!" steht darauf. Dieses Wort kennzeichnet mit seinen fetten roten Buchstaben fast jedes hier eingehende Schriftstück am Kopfende; denn geheim ist alles, was hier ersonnen, erdacht und ausgearbeitet wird. Bis es dann zur Aus- und Durchführung kommt, hat es ebenso geheime Wege zu den weitesten Kommandostellen und in die entferntesten Stellungen durchlaufen, wo es dann plötzlich, sekundengenau, durch den Mann im Schützengraben mit der Handgranate in der Hand rauhe Tat wird.

Tiefer beugt sich der Kopf des Generals über das weiße Papier. Schneller rollt das Blut in seinen Adern, die an den Schläfen ein wenig mehr hervortreten. Die linke Hand stützt sich, zur Faust geballt, in die Hüfte. Die rechte greift zu dem blauen Stift, um hier und dort zu streichen, zu verbessern, Neues einzuflechten. Aber nichts dergleichen geschieht. Es scheint alles gut so zu sein, was hier in Schreibmaschinenschrift niedergelegt ist, die Pläne, deren Ursprung, wie stets, bei ihm selbst liegt und für die sein Operationschef sich sofort warm einsetzte. Gelassen verfolgt die blaue Spitze die einzelnen Worte, die zu Zeilen und Sätzen sich aneinanderreihen:

„Wie sind, unter Betrachtung unserer Lage im Frühjahr 1918, unsere Operationen im Winter 1917/18 zu führen, und welche Vorbereitungen im Frühjahr 1918 zu treffen?

Allgemeines.

Wollen wir uns keinen Trugschlüssen hingeben, so müssen wir damit rechnen, daß der Zusammenhalt der Entente den Winter übersteht, daß Rußland nicht abfällt und damit auch weiter erhebliche Teile unserer Kräfte im Osten bindet. Wir müssen ferner damit rechnen, daß mit Beginn des Frühjahrs 1918 die Amerikaner dem Westkriegsschauplatz beträchtliche Kräfte zugeführt haben werden (10—15 Divisionen)."

„Zehn bis fünfzehn Divisionen", im verhaltenen dumpfen Flüsterton preßt es sich zwischen den Lippen hindurch, und tiefer graben sich die Falten über der großen Adlernase und zwischen den borstigen Augenbrauen.

„Als Leitgrundsatz unserer militärischen Gesamtlage bleibt nach wie vor, daß die Entscheidung auf dem Westkriegsschauplatz fällt. Sie wird in für uns günstigem Sinne um so mehr fallen, je eher es uns gelingt, den Engländern oder Franzosen einen vernichtenden Schlag beizubringen, bevor die amerikanische Hilfe wirksam werden kann. Dieser Schlag ist aber nur möglich, wenn wir die hierzu erforderlichen Kräfte freimachen können.

Dieses Ziel muß also gesetzt und danach unser gesamtes Handeln auf allen Kriegsschauplätzen im Winter 1917/18 eingerichtet werden. Wir brauchen zu dem Angriff 30 Divisionen."

„Also 30 Divisionen – etwa 350 000 Mann! Werden wir sie freimachen können? Könnte nicht Österreich nach der glücklichen Offensive in Italien ...? Wir müssen mit sicheren Kräften rechnen. General v. Cramon müßte bei Arz v. Straußenberg und Kaiser Karl ..." – so geht es Ludendorff durch den Kopf. Zahlen werden flüchtig auf einen Block hingeworfen, addiert, dividiert, und der Blick, der einen Moment lang in Gedanken auf der Landkarte an der Wand geruht, fällt wieder auf die vielen Buchstaben. In langen Reihen stehen sie hier, einer neben dem anderen, einer hinter dem anderen, wie die Stürmer in langer Schützenlinie. Aus der Erde stampfen müßte man sie können, wie die Buchstaben hier nach Belieben aus der Maschine. Aber sie fallen und sterben und weniger werden sie, immer weniger. Gut also, 30 Divisionen! –

„Neben diesen Angriffskräften müssen wir so viele Divisionen in Reserve haben, daß uns feindliche Angriffe an irgendeiner Front in keine schwierige Lage bringen. Die Frage ist also, wie sind diese Kräfte unter Betrachtung der verschiedenen Kriegsschauplätze zusammenzubringen?

Wie die Lage zur Zeit erscheint, werden wir bei sparsamem Einsatz und verständigem taktischen Gebrauch unserer infanteristischen und artilleristischen Kräfte in Flandern und auch an des Deutschen Kronprinzen Front durchkommen. Das schlechter werdende Winterwetter wird voraussichtlich etwa von Mitte November ab eine dreimonatige Kampfpause bis Ende Februar eintreten lassen. Sie muß zum Aufbau unserer Westtruppen und zum Ausbau unserer Abwehrfronten ausgenutzt werden.

Mit Beginn 1918 ist dann ..., die uns 20 Divisionen verfügbar macht; von ihnen können wir zehn für Angriffszwecke freimachen, zehn zur Abwehr zurückhalten ... Auf der Westfront können also etwa 10–15 Divisionen für einen Angriff Ende Februar freigemacht werden.

Die noch fehlenden 10–15 Divisionen können nur an der Ostfront ausgespart werden ...

Auf ein aktives Eingreifen der Russen in größerem Stil bis April 1918 braucht nicht gerechnet zu werden ...

... Das Ziel der Herbeiführung einer Waffenentscheidung im Frühjahr 1918 gegen die Engländer ist bei erfolgreichem Verlauf der Offensive in Italien ausführbar und muß, bevor die Amerikaner auf dem Plane erscheinen, angestrebt werden ..." [1])

Zufrieden nickt der General. So steht es wieder mal auf dem Papier, und was seine rechte Hand, der unersetzliche, getreue Major Wetzell, der Chef der Operationsabteilung bei der Obersten Heeresleitung, hier vorgelegt hat, das trifft das, was ihn selbst längstens bewegt, was er in seine Pläne als ein großangelegtes, entscheidungherbeiführendes Muß einbezogen hat. Wie wird es demnächst in der Durchführung werden und wie mag das Ende sein? Das sind die immer wiederkehrenden Gedanken, die zerren und nagen und die Nerven zerfressen. Aber weiter denken und überlegen und nicht matt werden, bis alles zum Erfolge reift!

Es ist ja jetzt die Zeit wohl da, wo sich zum ersten Male infolge der Auflösung und Zersetzung des einstigen gewaltigen Heeres des Zarenreiches, dessen Tage nun gezählt sind, auf

[1]) Goldschmidt-Kaiser-Thimme, Ein Jahrhundert deutscher Geschichte.

dem westlichen Kriegsschauplatz die Wahl zwischen Angriff und Verteidigung bietet. Angreifen heißt die Parole! So rufen, so wünschen, so ersehnen es die kaum noch als Mensch Erscheinenden, die wie Maulwürfe in ihren unterirdischen Löchern hausen, verdreckt, zerschunden, verbissen wartend, blutend, sterbend!

Aus der Starrheit des Schützengrabenkrieges soll wieder ein Bewegungskrieg werden. In offener Feldschlacht bewies der deutsche Soldat noch stets seine Überlegenheit über den Feind. Die Abwehr bedrückt die Truppen und lähmt ihre Schlagkraft, nimmt Mut und Vertrauen. Angriff aber hebt ihren Geist, macht Herz und Sinn wieder frei und froh. Nur der Angriff kann diesen Krieg beenden.

Ja, aber das eine, gewiß, muß erst entschieden sein: Die Offensive in Italien! Dann wird, dann muß endlich alles gut werden! Und als ob der General schon mitten zwischen ihnen wäre, den Sturmkolonnen an der Westfront, wie damals vor über drei Jahren vor den Lütticher Forts, so packt er mit beiden Händen die Wetzellsche Denkschrift, zieht sie heran und schreibt mit energischen Zügen an den Rand: „Gut, alles kommt auf Italien an!" Geht dann zur nebenliegenden Karte, sieht durch das Einglas auf sie nieder, zeichnet, wischt, mißt und rechnet wieder. – Leise klingend schlägt die kleine silberne Tischuhr die erste Stunde des neuen Tages! –

„Mein Streben war allein, den Vernichtungswillen des Feindes zu brechen und Deutschlands Zukunft vor neuen feindlichen Angriffen zu sichern!"

Um die Straßenecke flitzt in sausender Fahrt ein geschlossener, feldgrauer Wagen. Ein zweiter folgt, ein dritter, vier, fünf, ein halbes Dutzend. Hupen quarren und der schmutzigbraune Brei der seicht ausgehöhlten Fahrrinnen spritzt in hohem Bogen auf die von Schnee bedeckten, mit Regen vermischten, schmutzigweißen Bordsteine.

Ein Rucken geht durch die Wagenkolonne. Sie hält. Soldaten springen von ihrem Sitz, Schläge werden aufgerissen und klappen wieder zu. Offiziere in hellfeldgrauen Mänteln, den Kragen hochgeschlagen, die Mütze tief ins Gesicht gezogen, gehen, schnellen Schrittes dem großen General folgend, durch den Seiteneingang des kleinen, hübschen Bahnhofsgebäudes von Kreuznach.

Mit geschultertem Gewehr stehen die beiden Landser mit vom Wind und Schneewehen geröteten Gesichtern, starren Blicks den Offizieren folgend. Ein paar Worte haben die beiden auffangen können: „Ein Schweinewetter ist das, keinen Hund möcht' man vor die Türe jagen!" — „Ja, und meine nagelneue Feldmütze" — „aus Brennesselfaser!" bemerkt ein anderer spöttisch, „die wird ja bald gut aussehen!"

Einige Burschen und Ordonnanzen mit Mappen, Mänteln, Decken, Koffern folgen.

„Na, wohin soll's denn heute?" wispert leise der eine Landsturmmann, denn sein hoher Chef, der wohlbeleibte Herr

Bahnhofskommandant, hat sich mit der Spitze der Offiziere auf den Bahnsteig begeben. Aber der Neugierige erhält keine Antwort. Man zieht die Schultern und bedeutet damit, daß man es nicht wissen will.

Unter der bedeckten Bahnsteighalle steht der aus fünf langen dunkelgrünen Wagen bestehende Sonderzug „Gneisenau" des Ersten Generalquartiermeisters. Die Antrittsstufen sind zum Einsteigen niedergeklappt, die Zugbediensteten stehen, die linke Hand am Türgriff, die rechte grüßend am Mützenrand. Jeder sucht eilig sein Unterkommen. Die Türen schlagen zu. Ein Zittern geht durch den ganzen eisernen Riesenleib des Zuges. Aus starrer Unbewegtheit rüttelt er sich zu sachtem Vorwärtsgleiten. Grauschwarze, funkendurchsprühte Rauchfontänen schleudert die schwerfauchende Maschine in den von tiefliegenden, schweren Novemberwolken verhangenen Himmel empor.

Im Küchenwagen bindet sich der dicke Küchenchef die weiße Schürze vor. Seinen Krieg führt er mit dem Kochlöffel. Der kleine, behäbige Gefreite, der ihm als Helfer beigegeben ist, schaut versonnen durch die dicken Tropfen der Spiegelscheibe in die naßkalte, schneeige Landschaft, und mit seiner Baßstimme singt er brummend vor sich hin: „C'est la guerre, nix pommes de terre . . ."

Die Ordonnanzen verstauen im Packwagen die für die Reise mitgenommenen Gepäckstücke. Jetzt wird man wenigstens bis zum nächsten Tage ein wenig Ruhe genießen können, und ein Scherzwort, ein schlechter Schützengrabenwitz, der die Öffentlichkeit nicht verträgt, ertönt aus der einen Ecke des Raumes unter schallendem Gelächter.

Aber auch während der Fahrt ruht die Arbeit nicht. Im Arbeitswagen hat Ludendorff seinen Platz. Mit einzelnen

Abteilungschefs und Offizieren des engeren Stabes sitzt er in eifrigem Gespräch. Ein wenig zwanglos hat man sich, soweit es der Raum zuläßt, um das Oberhaupt versammelt: Die Obersten Ritter Mertz v. Quirnheim und Bauer, Oberstleutnant v. Tieschowitz, die Majore Wetzell, v. Vollard-Bockelberg, Frahnert, Frhr. v. d. Bussche, die Hauptleute Geyer und v. Poseck.

Nur der stets freundliche und liebenswürdige Adjutant und Ordonnanzoffizier des Ersten Generalquartiermeisters, Oberleutnant Lingemann, ist eifrig bemüht, die für die Reise notwendigen Anordnungen zu treffen und überall zum Rechten zu sehen. Sein hoher Chef stellt stets große Anforderungen an ihn. Selbst ein Mann mit fast übermenschlich zu nennender Arbeitskraft, erwartet er auch von seinen Untergebenen unbedingtes Pflichtbewußtsein und Einsatzbereitschaft in allen Situationen bis zum Äußersten. Für den Feldherrn sind das Selbstverständlichkeiten, darum ist er im Loben und Danken auch karg. Wer sich hin und wieder dennoch rühmen kann, ein Wort besonderer Anerkennung zu hören oder wortlos einen Händedruck zu erhalten, der kann ebenso stolz auf seine Leistung wie auf dieses Lob sein. –

Im letzten Wagen, dem Telegraphenwagen des Sonderzuges, herrscht reger Betrieb. In wenigen Stunden wird die erste Station Remagen erreicht sein, wo inzwischen die von der Feldtelegraphendirektion dem Zuge vorausgeschickten Telegraphenbeamten und -arbeiter die nötigen Vorbereitungen für die Aufnahme und den Anschluß der Nachrichten beim Einlaufen in den Bahnhof treffen.

„Na, dat scheint ja wieder mal ein feiner Bums im Westen zu werden, weeß der Deibel, wat dem General wieder für Sachen im Schädel herumwirbeln. So'n Kerl

jibt's ooch nur eenmal!" So läßt sich der semmelblonde, kurzsichtige Feldtelegraphensekretär Hermann mit den dicken Brillengläsern auf der Nase vernehmen und nestelt ein wenig nervös an seiner langen Spange mit den vielen bunten Ordensbändchen über der linken Brust.

„Mensch, moche doch hien, es is jleich umme achte und wir sind in Remagen." Der blasse, pflichteifrige Kollege und Kamerad Jüttner, in Delitzsch beheimatet, glaubt dem redseligen Berliner mit guten Ermahnungen erwidern zu müssen, während der kleine Harmens, der sich an den Hughes- und Fernsprechapparaten zu schaffen macht, ihm geflissentlich sekundiert. –

Ein langgezogener Pfiff wie aus weiter Ferne gellt durch die weite, stille Dunkelheit dort draußen. Langsam und dann immer stärker werdend ziehen die Bremsen an und sachte federnd gleitet die riesige, öltriefende, fauchende Maschine mit den von Schnee und Regen gewaschenen Wagen in die nur matt erleuchtete Halle des Bahnhofs. Der Zug hält kaum mit merklichem leichtem Rucken, da sind fleißige Hände schon dabei, die Anschlüsse an den Telegraphenwagen fertigzustellen. Und dann kommt es aus seinem Innern: „das dünne Ticken, Pochen, Hämmern, gleich Tropfen, die hart niederfallen, einer zum anderen, einer zum anderen. Und von den Fernschreibapparaten rinnt es, die weißen Tasten, die Spulen mit den unendlichen Papierbändern sind es, zu denen durch die Drähte die Stimmen der Schlacht reden. Tropfen, die zu Buchstaben, zu Worten, zu Sätzen werden. – Zu Hoffnungen, zu Zweifeln, zu Entscheidungen".

„D-e-r - - g-r-o-ß-e - - W-a-f-f-e-n-g-a-n-g in Venetien führt die Verbündeten immer tiefer in das feindliche Land.

Starke österreichisch-ungarische und deutsche Streitkräfte stehen an der unteren Piave. Feindliche Nachhuten sind geworfen worden, wo sie sich stellten. Nach zehntägigen schweren Gebirgskämpfen, die mit der Erstürmung des Monte Peralba begannen und mit der Einnahme der das oberste Piave-Tal beherrschenden Gebirgskuppen ihren Höhepunkt erreichten, gewann gestern die k. u. k. 94. Infanterie-Division Vigo und Pieve di Cadore. Die Division, deren Kampfkraft und zähes Durchhalten die größten Schwierigkeiten überwand, brachte insgesamt 10 000 Mann, 94 Geschütze und unzählige Maschinengewehre und Minenwerfer ein. Im Cordevole-Tal ist Agordo besetzt worden. Der Niederbruch der alten italienischen Front erstreckt sich nun auch auf das Suganer-Tal und den Ostteil der Sieben Gemeinden. Die Truppen des Feldmarschalls Conrad drangen östlich von Borgo gegen die Grenze vor und bemächtigten sich in erbitterten Straßenkämpfen d-e-r - - S-t-a-d-t - - A-s-i-a-g-o ..."

Und zu der gleichen Zeit sitzt Ludendorff an den Leitungen nach dem Standort des Großen Hauptquartiers, nach einzelnen Heresgruppen und Armee-Oberkommandos. So behält er auch während der Reise einen genauen Überblick über den Stand der Dinge in der Kriegszentrale und an den Fronten. Eine Viertelstunde kaum, dann werden die Verbindungen abgebaut und unter Gestöhne und Geschnaufe rast der Zug weiter in das Dunkel der Nacht. –

Die im Telegraphenwagen aufgenommenen Telegramme und fernschriftlichen Mitteilungen sind, fein säuberlich für Seine Exzellenz in Briefumschlägen verschlossen, durch eine Ordonnanz über den Adjutanten weitergeleitet. An Hand

aller dieser schriftlichen und fernmündlichen Unterlagen werden Einzeichnungen in den bereitliegenden Karten vorgenommen und neue Befehle besprochen, vorbereitet, die dann bei der nächsten für den telegraphischen und telephonischen Anschluß vorgesehenen Station spät abends noch auf demselben umgekehrten Wege gegeben werden.

In Beratungen über die bevorstehenden Pläne sitzt Ludendorff mit seinen Getreuen noch bis nach Mitternacht. Dann zieht man sich in den Schlafwagen zurück, wo man im eisernen Feldbett noch lange nicht die Ruhe finden kann. Zu schwer ist der Kopf vom Sinnen und Denken. Man spürt die Erregung und Spannung der Nerven. Aber das gleichmäßige monotone Rattern der Räder, das Ächzen der Achsen, das leichtschlingernde Schaukeln der Wagen schläfert doch schließlich ein. –

Koblenz – Köln – Aachen. In schneller Fahrt ist am frühen Morgen die belgische Grenze erreicht. Herbesthal, die letzte Station auf deutschem Boden. Wieviel Hunderttausende Feldgrauer hat dieser kahlgraue, schmucklose Bahnhof vorüberfahren sehen! Wie hat das Herz eines jeden Urlaubers, jedes Verwundeten schneller geschlagen, wenn auf der Fahrt in die deutsche Heimat der Ruf: Herbesthal! ertönte. Wieviel Wünsche, wieviel Hoffnungen, wieviel Sehnen lag schon in diesem einen Wort! Und wieviel Leid, wieviel Sorge und Bangen hing an diesen schwarzen Buchstaben auf verwaschenem weißen Feld dort oben an der grauen Gebäudefront, wenn es frontwärts ging: Herbesthal! –

Naßgrauer, kalter Nebel liegt auf Bahnhof und Bahnhofsanlagen. Auf der anderen Seite des Bahnsteigs fährt ein Urlauberzug ein. Aus allen Fenstern lugen wettergebräunte Gesichter. Frohes Stimmengewirr, Rufen,

Singen. Wie die Kletten hängen feldgraue Gestalten an Packwagen und Bremshäuschen. Man wispert, man raunt, was das für ein besonderer Zug sein möge, der hier gegenübersteht. Exzellenz läßt ein Fenster öffnen. Man erkennt den Heerführer und dann geht es von Mund zu Mund: Dort drüben ist Ludendorff! Erst ein wenig gedämpft, dann lauter werdend und dann ein einziger brausender Ruf, der über den Bahnhof in die Stille des sonntäglichen Morgens dringt: „Ludendorff! Hurra Ludendorff!"

Ernst nickt der General und winkt dankend mit der Hand. Zu diesen einfachen Männern fühlt sein Herz sich hingezogen, nicht zu den Höflingen dort im Großen Hauptquartier, die um ihren Kaiser, der den Einflüssen seiner Umgebung zu sehr ausgesetzt ist, scharwenzeln, ihn wie eine Mauer umgeben. Dort hat er, der gerade, konsequent seinen Weg nach seinem Willen geht, wenig Freunde. –

Weiter fährt der Zug ins belgische Land hinein. Verviers, dann Lüttich. Und mitten in der Arbeit hält Ludendorff inne, an Lüttich muß er denken, und sein Blick geht versonnen hinauf dort auf die Bollwerke und Panzerforts. Hier hat er damals seinen Mann gestanden, mit einem Häuflein Infanteristen, Jäger und Artilleristen zusammen die Feuertaufe erhalten. Weit über drei Jahre ist das her und doch könnte es gestern gewesen sein, so leibhaftig steht ihm alles noch in Erinnerung. Damals heller, warmer Augusttag und laue Sommernacht und das Herz voller Angriffslust und goldener Hoffnungen! Heute dieser grauschwarze, dumpfe, bedrückende Wintermorgen und die Brust beengt, den Kopf voller Grübeln, Sorgen! Aber abschütteln das alles! Ach was, es muß gelingen! –

Das herrliche Maastal zwischen den bewaldeten Höhen zu beiden Seiten des Flusses geht es in verlangsamtem Tempo hinauf. Die schwarze Rauchfahne der Maschine vermischt sich mit dem schweren Nebel zu einer fast undurchdringlichen Wolkenwand, die die Sicht nimmt. In friedlicher und beschaulicher Ruhe liegen die kleinen Villenkolonien vor Namur im milchigen Dunst und bald sind die verschwommenen Umrisse der schweren Mauerwerke und Forts der Festung selbst am nahen Horizont sichtbar. Der zwischen Fluß und Zitadelle eng an den Bergrücken gedrückte Straßenzug, in dem die Häuser unter den gewaltigen Detonationen unserer schweren Geschütze in den ersten Wochen des Krieges zum Teil unbewohnbar geworden sind, entschwindet langsam vorübergleitend dem Blickfeld.

Am Flußlauf der Sambre bis Charleroi entlang, und dann ist in kurzer Zeit das Ziel der Reise erreicht: Mons.

Erinnert nicht auch dieser Name an die Anfangszeit des Krieges? Beim Vormarsch durch belgisches Land haben uns hier damals zum ersten Male die Engländer gegenübergestanden und deutsche Hiebe gespürt! Ein Kranz vieler Hunderter schlichter Holzkreuze, weit um die Stadt herum, spricht eine beredte Sprache von der Schwere der Schlachten. Jetzt ist alles still, es sieht wie Frieden aus. Bauern bestellen den Acker und die Monser Arbeiter gehen ihrer alten Beschäftigung nach. –

Aussteigen! Vor dem vom Kriege verbrauchten Bahnhof stehen die vom Generalgouvernement Belgien bereitgestellten Wagen. Man überquert in eiliger Fahrt die Boulevards, die Rue des Capucines mit ihren früher eleganten Läden, in denen die Monser Damen ihre Einkäufe machten. Nüchtern, dürftig, kahl und kalt ist das Bild dieser sonst so regsamen

Stadt im Mittelpunkt der steinkohlenreichen Landschaft Borinage. Der schöne, wuchtige Bau der Waltraudiskathedrale schaut hinab auf Giebel und Gassen, auf die kleinen Menschlein in schwarzem Sonntagsrock, die vielen fremden Männer in grauer deutscher Felduniform, und droben von der Anhöhe aus verschleierter Ferne tönt das leise, liebliche Klingen des Glockenspiels vom hohen Belfried. –

„Meine Herren! Ich habe Sie, wie Sie wissen, hierher gebeten, um mit Ihnen die Vorbereitungen für eine Frühjahrsoffensive 1918 zu besprechen und Richtlinien für diese mit Ihnen festzulegen.

Die Lage in Rußland und Italien wird es voraussichtlich ermöglichen, im neuen Jahr einen Schlag auf dem Westkriegsschauplatz zu führen. Das beiderseitige Kräfteverhältnis wird etwa gleich sein. Es können für eine Offensive etwa 35 Divisionen und 1000 schwere Geschütze verfügbar gemacht werden. Sie werden zu einer Offensive ausreichen, eine zweite, gleichzeitige, größere Offensive, etwa zur Ablenkung, wird nicht möglich sein.

Unsere Gesamtlage fordert, möglichst früh zu schlagen, möglichst Ende Februar oder Anfang März, ehe die Amerikaner starke Kräfte in die Wagschale werfen können. Wir müssen die Engländer schlagen.

Auf diesen Leitsätzen sind die Operationen aufzubauen.

Die Entscheidung, an welcher Stelle der Angriff stattzufinden hat, soll weiterhin heute Gegenstand der ersten Beratung sein. Ich bitte Sie daher, unverhohlen Ihre Meinung zu sagen und Vorschläge und Bedenken zu unterbreiten."

Der erste Generalquartiermeister hebt, nachdem er diese einleitenden Worte gesprochen hat, die linke Hand und zeigt auf die an der einen Schmalseite des Raumes aufgehängte große Generalstabskarte der Westfront.

„Wollen Sie sich bitte angesichts der Karte für meinen Angriffsplan folgende vorbereitenden Veränderungen von Kommandobesetzungen im Westen merken, soweit ich sie mit den Herren meines engeren Stabes ins Auge gefaßt habe, falls Rußland und Italien unsere Hoffnungen nicht enttäuschen."

Man breitet die kleinen Karten aus, nimmt einen Stift zur Hand und legt Notizblocks zum Einzeichnen bereit.

„Die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht, also die Ihrige, Exzellenz von Kuhl" –

Der Kopf des so Angeredeten neigt sich leicht nach vorn, der Pour le mérite gleißt im hellen Lampenlicht –

„... wird in der Angriffsfront ein wenig eingeengt. Sie wird sich nunmehr von der Küste bis etwa 15 Kilometer nordwestlich St. Quentin, zum Orte Bellenglise erstrecken und bildet die Naht auf der Linie Bohain – Landrecies – Maubeuge mit der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. An die nördlichste, die 4. Armee mit weiterhin General Sixt v. Armin als Kommandierendem und General v. Loßberg als Chef des Stabes, schließt sich wie bisher die 6. Armee mit General v. Quast bzw. Oberstleutnant Lenz als Chef an. Zwischen diese und die 2. Armee mit General v. d. Marwitz bzw. Oberstleutnant Stapff ist die Einschiebung der 17. Armee mit General Otto v. Below – Chef General Krafft v. Dellmen-

singen –, also das bisherige AOK. 14 in Italien notwendig.

Für Ihre Heeresgruppe, Oberst Graf v. d. Schulenburg, also die des Deutschen Kronprinzen, habe ich infolge der Ausdehnung in Richtung St. Quentin im Norden eine Einsparung südlich bis etwa Apremont mit der Naht über Mouzon – Carignan – Libremont vorgesehen. Zwischen der 7. Armee des Generals v. Boehn bzw. Oberst Reinhard und der vorerwähnten 2. soll das AOK. 18, bisher Heeresgruppenkommando Woyrsch, nunmehr mit Exzellenz v. Hutier und seinem Chef General v. Sauberzweig eingeschoben werden. Südlich der 7. Armee folgen die 1. mit General Fritz v. Below bzw. Oberstleutnant Klüber und die 3. Armee mit Exzellenz von Einem und seinem Chef Oberstleutnant Klewitz.

Infolge der Einsparung wiederum der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz wird eine neugegliederte, oder besser, neuzubildende Heeresgruppe v. Gallwitz das Kampfgelände beiderseits Verdun bis etwa Pagny nördlich Metz beherrschen, worin General v. Gallwitz mit seinem Chef Oberstleutnant v. Pawelsz unmittelbar seine 5. Armee und daneben die Armeeabteilung C befehligen wird.

In die dann noch folgende südliche Heeresgruppe Herzog Albrecht, also die Ihrige, Herr Oberst Heye ..."

– der mittelgroße, braungebrannte Offizier mit kurzem Knebelbart und borstig abstehendem Schnauzbart faßt den Blick Ludendorffs und hält ihn fest –

„... werde ich in Lothringen das Oberkommando der deutschen Südarmee aus Ostgalizien mit General v. Bothmer

und Oberst Hemmer als Stabschef als das AOK. 19 einschieben. Ihr Armee-Oberkommando A übernimmt dann den Abschnitt etwa Saarburg — Markirch, das AOK. B denjenigen von Markirch bis zur Schweizer Grenze.

Das wäre in großen Zügen der allgemeine, geplante Überblick, meine Herren. Nun käme noch die große Frage: An welcher Stelle soll angegriffen werden?"

Der General räuspert sich, mit einer kurzen Handbewegung fährt er nach beiden Seiten mit dem Taschentuch über seinen Mund und den kurzen Schnurrbart hinweg. Das Einglas, welches während der ganzen Zeit eingeklemmt war, hängt wieder an seiner Schnur.

Oberstleutnant Wetzell bittet ums Wort und führt dann aus:

„Nach meinem Dafürhalten kommen 3 Abschnitte für unsere Unternehmungen in Frage, die ich bereits Seiner Exzellenz, dem Herrn Ersten Generalquartiermeister, vorzuschlagen Gelegenheit hatte:

1. Operationen an der Flandernfront von Ypern bis Lens.
2. Angriff zwischen Arras und St. Quentin oder La Fère.
3. Angriff beiderseits Verdun unter Aussparung der Festung selbst."

„Vielleicht äußern sich die Herren der Heeresgruppen selbst zu diesen Vorschlägen", ergänzt Ludendorff, „und bringen Bedenken oder Ihre Gründe, die für den einen oder anderen Punkt sprechen, bitte vor. Sie vorn in Ihrer Heeresgruppe sind ja mit den Truppen, mit den Verhält-

nissen vertraut. Alle drei Angriffsrichtungen haben, wie es in solchen Fällen immer ist, manches für und manches gegen sich. Ich bitte zunächst Exzellenz v. Kuhl."

Generalleutnant v. Kuhl ist die rechte Hand des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, des Oberkommandierenden der nach ihm benannten nördlichsten Heeresgruppe. Langsam erhebt sich der General. Die hohe Stirn des bewährten Offiziers legt sich in leichte Falten und die klugen Augen unter den dichten Augenbrauen sind unbeweglich auf den Ersten Generalquartiermeister gerichtet. Mit ruhiger, bedächtiger Stimme gibt er seine Antwort:

„Euer Exzellenz wollen bitte berücksichtigen, daß das Gebiet bei dem nördlichen Angriffsplan bei nicht zu verkennenden Vorzügen in strategischer Hinsicht große Schwierigkeiten in sich birgt. Das Sumpfgelände, besonders westlich Lille in den Niederungen der Lys, wird dem Vormarsch unserer Truppen ungeheuer hinderlich sein, zumal der Angriff mit Rücksicht auf das eventuelle Eintreffen frischer amerikanischer Truppenverbände und Kriegsmaterials so früh wie möglich erfolgen soll. Eine Gangbarkeit wird aber keinesfalls vor dem Monat April möglich sein. Unser Aufmarsch würde außerhalb der überaus schlechten, aber immerhin noch einigermaßen erträglichen Straßen und Wege in Schlamm und Morast zu erfolgen haben, im ungünstigen Falle darin stecken bleiben.

Dazu kommt als für mich ausschlaggebender Grund, daß um Arras und Ypern der Feind stets Streitkräfte aller Art in erheblicher Zahl zusammengezogen hat und in sicherer Erkenntnis der Gefahr eines deutschen Durchbruchs

bis Calais für alle Eventualfälle bereithält. Eine Offensive unsererseits, die die Einnahme von Calais, vielleicht auch von Boulogne zur Folge haben könnte, wäre für den Feind ja von ausschlaggebender Bedeutung, vielleicht sein Todesstoß.

Ich halte aber mit Rücksicht auf Jahreszeit und Witterungsverhältnisse und aus den vorher erwähnten Gründen den Hauptangriffsstoß im nördlichen Teil unserer Heeresgruppe, also im vorgeschlagenen Punkt 1 für ungünstig, während ich eine Ausdehnung des Angriffs in diesen Frontabschnitt oder einen Ablenkungsangriff für durchaus möglich, ja richtig erachte.

Der mittlere oder 2. Abschnitt dagegen, den der südliche Teil unserer Heeresgruppe einnimmt, wird durch die Bodenverhältnisse nicht so sehr beeinflußt. Der Feind hat hier wesentlich schwächere Linien und Reserven zur Verfügung. Da die analogen Verhältnisse wohl im nördlichen Teil der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz vorhanden sind, böte in Verbindung mit dieser der zu zweit genannte Angriffsteil eine überaus große Chance."

Der Blick General v. Kuhls fällt auf den neben ihm sitzenden Oberst Graf v. d. Schulenburg. Der schlanke, hochgewachsene Offizier aus uraltem preußischen Adelsgeschlecht mit dem weißen Johanniterkreuz auf dem grauen Rock, steht auf und beginnt, sich leicht vor Ludendorff verbeugend, mit etwas heller, schnarrender Stimme:

„Vor unserem Angriffsgebiet, Euer Exzellenz, zieht sich das durchwühlte Trichterfeld der früheren Sommeschlacht und der nachfolgenden Kämpfe hin. Beim Vorschreiten eines erfolgreichen Angriffs unserer Truppen könnte die

Überwindung dieser Felder eine Schwierigkeit sein, vielleicht die einzige beachtliche überhaupt. Wie schon Exzellenz v. Kuhl erwähnte, sind die Kräfte in der Gegend um St. Quentin nicht allzu stark, so daß ich einen Angriff bis La Fère für nicht ungünstig halte. Es würde die Taktik hier über die Strategie zu stellen sein, wenngleich aus strategischen Gründen bei einer vollkommenen Trennung des englischen vom französischen Heere zwischen Arras und Péronne mit Richtung auf die Küste zu der Erfolg ein gewaltiger sein dürfte. Der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe, Seine Kaiserliche Hoheit der Kronprinz, tritt indes dafür ein, daß der erste große Offensivschlag im nächsten Jahre gegen die Franzosen geführt werden müßte und schlägt vor, in den Argonnen und östlich davon den Angriff zu beginnen, gleichzeitig dann aber auch einen starken Vorstoß aus der Gegend von St. Mihiel nach Westen zu unternehmen. Ziel: Vernichtung des bei Verdun stehenden Teiles des Feindes."

„Es bliebe also noch der dritte Plan." Ludendorff nimmt selbst das Wort. „Wenn wir auch unter Aussparung der Festung selbst beiderseits Verdun den Hauptstoß des Angriffs einsetzen würden, so führt er uns in das stark bergige Gelände des vor unseren stürmenden Truppen liegenden südlichen Teiles des Argonnerwaldes. Starke feindliche Kräfte werden uns hier, um einen erneuten Vorstoß auf die Festung selbst zu verhindern, den größten Widerstand entgegensetzen.

Ich schlage vor, diesen Plan fallen zu lassen und neige von vornherein mehr dazu, mich für den zweiten oder mittleren Angriffsplan zu entscheiden. Ausschlaggebend sind

hierbei in erster Linie für mich Zeitfrage, taktische Erwägungen und die Schwäche des Feindes."

Dann tritt der General vor die Karte. In mannigfachen Windungen und Krümmungen zieht sich in roter breiter Linie die markierte deutsche Front von der Nordseeküste bis zum Elsaß. Mit einem Blaustift zeichnet er Kreuze in kleine Kreise, die Orte bezeichnen, während fünf dicke Pfeile, mit der Spitze nach Frankreichs Küste und Hauptstadt zeigend, die vorstürmenden deutschen Truppen angeben sollen, die die alte rote Frontlinie durchstechen. Dabei kommen die einzelnen Sätze, gleichsam im Kommandoton, schneidend scharf von seinen Lippen:

„Der Angriffsstoß unserer Truppen im kommenden Frühjahr wäre demnach zu führen südöstlich Arras, zwischen Croisilles und Moeuvres – also im Bereich der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht – und unter Aussparung des Cambrai-Bogens zwischen Villers – Guislain und der Oise südlich St. Quentin, also bis zur Naht der 18. und 7. Armee der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Es wird Gegenstand weiterer Besprechungen im Laufe dieses Winters sein, die endgültige Entscheidung zu treffen ..."

Längst hat tiefschwarze Nacht Mons in einen dunklen Mantel gehüllt. Nur oben in dem großen Zimmer eines alten Gebäudes hinter dicht verhangenen Fenstern sitzen die deutschen Offiziere: der beste neben dem alten Feldmarschall mit einer Auswahl der besten, um zu besprechen, zu rechnen, zu beratschlagen. Welche Angriffsmittel, wieviel Hilfsmittel, welche Befehlsgliederungen, wieviel Divisionen?

Entscheidung im Westen – Entscheidung des Krieges! –

„Mein Leben war Arbeit für das Vaterland, den Kaiser und die Armee."

Regen, Regen, unaufhörlich, wie aus Eimern gegossen. Prasselnd jagt er über die grauen und roten Dächer der Stadt. Naßkalt fegt der Wind durch die schmutzigen Straßen und Gassen, peitscht gegen die Fenstersimse, Balkone und Mauerkanten. Mit eingezogenem Kopf, die Mütze, von deren Schild Tropfen auf Tropfen herniederrinnen, tief um die Ohren gezogen, den Mantelkragen hoch ins Genick und vorn über die Nasenspitze geschlagen, so eilt man mehr laufend als gehend die schmutzige, schlammige Straße entlang. Avesnes!

Die alte ausgemergelte Franzosenfrau, die mich um ein Stückchen Brot anbettelt: „Monsieur soldat! Un peu de pain, s'il vous plaît!" versichert mir, daß das Wetter zu dieser Jahreszeit hier mitunter mehrere Wochen anhalten könnte. Schöne Aussichten sind das für unsere Operationen, die schon jeden Tag beginnen sollen.

Der viereckige, dicke Turm der uralten Kirche St.-Nicolas aus dem 16. Jahrhundert, den oberhalb der Uhr wiederum vier auf den Ecken stehende, kurze, spitze Türmchen zieren, überragt das alte, gedrängte, schmutzigbraune, zusammengeballte Häusergehocke dieser ehemals trutzigen Festung an der Helpe.

Einige Schritte weit von dem griesgrämigen, düsteren Kirchenbau liegt die ein wenig modernere Mairie, in der die deutsche Kommandantur ihre Räume hat. Auf den untersten Stufen der zu ihr führenden hohen Doppeltreppe stehen zwei

Feldgraue. Verwundete sind es, die in den in Avesnes eingerichteten Lazaretten ihrer Genesung entgegensehen, der eine, den Arm in der Binde, der andere, die linke Körperseite auf eine Krücke gestützt. Der unaufhörlich niederrieselnde Regen stört sie nicht. Es ist ja kein Kugelregen, und selbst vor diesem gab es für sie kein Weichen. Seit Jahren stand man in diesem Kriegshandwerk, dem grausigsten aller Handwerke.

„Das hat Hindenburg doch nicht haben wollen, uns rausschmeißen. Gibt's nicht, hat er gesagt, die Verwundeten werden eine Anordnung über eine Umquartierung nicht verstehen, sie bleiben also, wo sie sind!" Der mit dem blessierten Arm in der Binde zieht an seiner kurzen Pfeife, einem Weihnachtsgeschenk von seiner Armee mit dem Bildnis des Deutschen Kronprinzen auf dem Pfeifenkopf, und erzählt weiter: „Und — weißt du, Kamerad, wo er jetzt haust, der Feldmarschall mit Ludendorff? Da drüben, am Stadtrand, rechts der Straße in dem großen Garten steht doch so ein kleines Haus aus rotem Ziegelwerk mit gelbem Sandstein verziert. Dort wohnt er, und gegenüber in dem anderen, das mit einem dichten Netz von Drähten übersponnen ist, da sitzen die beiden und leiten die Schlachten und Kämpfe überall da, wo unsere Kameraden liegen."

„Ja, ja", nickt der andere, stützt sich schwer auf seine Krücke und humpelt die vielen Stufen behutsam empor, um dort unter dem schützenden Balkonvorsprung vor den Regengüssen doch etwas sicherer zu sein. „Was mag eigentlich los sein, was wollen die vielen Breitbetreßten hier? Ich sehe sie schon einige Tage. Es sind alles neue. Vor kurzem noch waren es die vom Stabe des AOK. 18. Die scheinen jetzt an der Front zu sein. Was wollen nur Hindenburg und Luden-

dorff in dem Saunest Avesnes?" – „Weiß der Teufel! Aber sie werden's schon machen, die beiden, bald werden wir's ja hören!" – Die schwarz-weiß-rote Fahne an der Plattform der hohen Treppe erfaßt ein kräftiger Windstoß. Sie hebt sich flatternd und knatternd, und schwer von Regennässe fällt sie wieder kraftlos herab. –

In einem nicht sehr großen, breitfenstrigen, spartanisch nüchternen Raum sitzt Ludendorff vor seinem Arbeitstisch. Eine kleine Lampe mit grüner Porzellanhaube wirft ein dürftiges Licht auf die ausgebreitete Generalstabskarte. Kein Wandschmuck, keine noch so bescheidene Behaglichkeit in diesem Arbeitszimmer. Ein Stuhl nur noch und ein eisernes Kanonenöfchen in der einen Ecke, das bei jedem Windstoß auf den Schornstein einen bläulich-stickigen Qualm aus allen Fugen strömen läßt, sind das einzige Inventar.

Der General hält den Fernsprechhörer, während er die linke Hand in die Seite stemmt. Er räuspert sich und hüstelt. Der ätzende Dunst dringt in Nase, Mund und Lunge, und die durch das geöffnete Fenster eindringende, frischkalte, regennasse Luft legt sich auf die Brust.

„... das ist zwar immer noch nicht nach meinem Geschmack, Leutnant Schmaus, wenn auch Windstärke und Windrichtungen ein wenig vorteilhafter für uns geworden sind. Ich weiß, ich weiß, Sie können das Wetter auch nicht meistern! Aber ich bin doch sehr in Sorge. An sich waren die dichten Regenböen für uns insofern günstig, als sie unsere Vorbereitungen verschleiern halfen. Nun, nachdem aber alles abgeschlossen ist, verderben uns Regen und Wind die Wirkung des Gasschießens ... Ja, ja, natürlich, gut! Na, denn schön! ... Also doch! – Es kann losgehen.

Wollen wir's also wagen. – Gut! – Und schönen Dank!" –

Der Hörer knallt auf die Gabel. Der Stuhl, den die feste Hand des Feldherrn umfaßt, scharrt über den Boden. Nicht gerade sanft und behutsam geht er mit diesem Möbelstück um, greift zu Mütze und Umhang dort am Wandhaken, eilt zur Tür hinaus, die kleine Treppe hinab. Draußen der Posten im Stahlhelm vor dem Schilderhaus macht seine Ehrenbezeugung. Ludendorff sieht ihn nicht. In schwere Gedanken ist er versunken. Über den nassen Kiesweg in den Garten geht er, hinein in das Haus zum Feldmarschall.

Keine Zeit für Förmlichkeiten. Keine dienstlich devoten Begrüßungsszenen. Kameradschaftlich ist das, wie der alte Marschall beide Hände Ludendorffs, seines getreuen, unentbehrlichen Helfers, umfaßt. Er weiß, was ihn zu ihm führt. „Man trifft sich im Denken wie im Handeln, und die Worte des einen sind oftmals nur der Ausdruck der Gedanken und Empfindungen des anderen." (v. Hindenburg, Aus meinem Leben.) Geballter Wille ist jede Bewegung des Ersten Generalquartiermeisters. Dieses Warten, immer wieder Warten! Die Nerven hätten unter dieser Qual zerreißen mögen. Jetzt endlich ist es so weit:

„Ich höre soeben, daß die Wetteraussichten bessere werden, wir können den Angriff wagen, und ich bitte daher Euer Exzellenz um die Genehmigung zur Ausführung unseres ‚Michael-Angriffs'".

Die Blicke der beiden Männer finden sich und tauchen tief ineinander. Und dann die Antwort des Feldmarschalls:

„Na, denn mit Gott!“ –

Und unter den Befehl setzt er mit großen, kräftig geschwungenen Schriftzeichen seinen Namenszug.

Bald darauf leiten es die Fernsprecher, tacken es die Fernschreiber hinaus in die Kommandostellen [1]):

G.H.Qu., 20. 3. 1918.

„1. Der Michael-Angriff findet am 21. 3. statt. Einbruch in die erste feindliche Stellung 9,40 vormittags.

2. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht schnürt dabei als erstes großes taktisches Ziel den Engländer im Cambraibogen ab und gewinnt ... die Linie Croisilles (südöstlich Arras) – Bapaume – Péronne. Bei günstigem Fortschreiten des Angriffs des rechten Flügels (17. Armee) ist dieser über Croisilles weiter vorzutragen.

Weitere Aufgabe der Heeresgruppe ist, in Richtung Arras – Albert vorzustoßen, mit linkem Flügel die Somme bei Péronne festzuhalten und mit Schwerpunkt auf dem rechten Flügel die englische Front auch vor der 6. Armee ins Wanken zu bringen und weitere deutsche Kräfte aus dem Stellungskriege für den Vormarsch frei zu machen ...

3. Heeresgruppe Deutscher Kronprinz gewinnt zunächst südlich des Omignonbaches (dieser mündet südlich Péronne) die Somme und den Crosatkanal (Westlich La Fère). Bei raschem Vorwärtskommen hat die 18. Armee (rechter Flügel der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz) die Übergänge über die Somme und die Kanalübergänge zu erkämpfen.“

[1]) Hindenburg, Aus meinem Leben.

Seit Tagen vernimmt man von fern her ein unbestimmtes Donnern und Rollen vom Schlachtfelde. Und auf den Straßen und an den Ecken stehen die Alten, die Frauen, die Halbwüchsigen des Ortes. Sie spitzen die Ohren, zeigen mit erhobener Hand nach Westen, und ein Raunen und Raten geht um in der französischen Bevölkerung. Hindenburg ist hier, auch der Kaiser soll kommen, und drüben brodelt's und braust's und donnert's. Was die Deutschen wieder ausgeheckt haben, wie mag das alles noch einmal enden! Wann wird das Elend endlich ein Ende haben? „Quand finira la guerre enfin?" so hört man's aus dem Munde der verängstigten Menschen hier. –

Die Arbeit in dem kleinen roten Hause der Operationsabteilung häuft sich von Stunde zu Stunde. Selbst das Mittagessen nimmt ein Teil der jüngeren Generalstabsoffiziere in einem provisorischen, wenig appetitlichen Waschraum ein, der zwischen den Arbeitsräumen liegt, und die wenigen Stunden Schlaf sucht man von 2 Uhr nachts bis früh um 6 oder 7 Uhr auf einer Matratze zwischen den Arbeitstischen, die mit Akten und mit Zigarrenstummeln gefüllten Aschenbechern belagert sind. Hier kennt man keinen Wechsel zwischen Werktag und Sonntag. So geht es fort, immerzu.

Durch das Gewirr von Drähten, die in die Zentrale der deutschen Obersten Heeresleitung führen, eilt Meldung auf Meldung, Befehl auf Befehl. Die moderne Schlacht sieht den Feldherrn nicht hoch zu Roß auf einem Feldherrnhügel, von dort aus den Gang des Kampfes befehligend und leitend, vor sich stürmende Infanterie, attackierende Kavallerie. Der Fortschritt der Technik hat ihn weitab vom Kampfplatz an Schreibtisch und Fernsprechapparat gefesselt. Hier treten statt des Scherenfernrohrs Kilometerzirkel und Feder in

Funktion. Nicht in pulverdampfgeschwängerter Weite des offenen Schlachtfeldes, nein, in der stickigen, dicken Luft eines engen Raumes, kaum 3–4 Meter im Geviert, sitzt der Führer und Lenker. Sein Auge sieht nicht das helle Aufblitzen der Geschütze, die aufsteigenden weißen Wölkchen krepierender Schrapnells und Granaten – vor der Karte mit ihren vielen blauen, roten Strichen, Krümmungen, Kreuzen, Pfeilen, dem genauen Spiegelbild der Truppen und ihrer Stellungen, stützt der Feldherr seinen Kopf, läßt seine Gedanken spielen, überlegt, grübelt, rechnet, mißt, zeichnet. –

Die Ungewißheit über den Stand der Operationen, die bangen Fragen: Wird es gelingen? Werden unsere Berechnungen richtig, unsere Vorbereitungen dem Feinde verborgen geblieben sein? Werden Wind und Wetter unser Bundesgenosse oder werden sie uns neue Feinde sein? Solche Gedanken, Sorgen lasten auf jedem, erfüllen das Herz der verantwortlichen Männer, die sich in Geduld fassen müssen. Nur allzu langsam kommen die Nachrichten. Zunächst sind nur vereinzelt Übermittlungen möglich. Vorn in den Gräben und beim Vorrücken sind die Drähte durch das Feuer zerfetzt. Mit größter Mühe und todesmutig wird von Telegraphisten geflickt und gearbeitet. Die meisten fallen oder liegen schwer verwundet zwischen den Linien. Die deutschen Kameraden stürmen über sie hinweg, immer nach vorn, vorwärts, dem Sieg entgegen. Seit 9,40 Uhr früh geht es unaufhaltsam in die feindlichen Gräben hinein, nachdem die Feuerwalze der Artillerie mit den Geschützen aller verfügbaren Kaliber gute Vorarbeit geleistet hat. –

Stunde um Stunde sitzt General Ludendorff an seinem Arbeitstisch, und in dem gegenüberliegenden größeren Kartenzimmer, in dem vier Telephone fast ununterbrochen durch-

einanderklingeln, arbeiten drei Generalstabsoffiziere, um die Meldungen zu sammeln und zu einem Ganzen zusammenzufassen. Jeder dieser drei Offiziere hat neben seinen sonstigen Aufgaben die Verfolgung der Operationen „seiner“ bestimmten Armee, also der 17., 2. oder 18. zu bearbeiten. In einem dritten Raum, der wenig Tageshelle hereinläßt, haben zwei andere Generalstäbler ihre Plätze.

„Bukarest wünscht!“ Ein junger Generalstabshauptmann ruft es in Ludendorffs Arbeitsraum. Der General gibt seine Anordnungen. Auch das alles noch neben den Bewegungen der deutschen Heere von Flandern bis zum Elsaß im Kopf haben: Von Estland nach Rumänien und Mazedonien! –

— — — — — — — — — — — — — — — — —

24. März 1918: Ein feldgrauer Kraftwagen mit flatternder orangegelber Standarte fährt durch das hohe Gittertor über den feuchtknirschenden Kiesweg vor das kleine rote Haus, von dem aus die größte Schlacht der Weltgeschichte geleitet wird. Der Schlag wird aufgerissen. In grauem Pelzumhang der Kaiser, in der linken Hand den Fokosch, eine kleine, stählerne Streitaxt am schwarzen Stock, eine Erinnerung an die Kämpfe um Galiziens und Ungarns Befreiung. Den Posten mit geschultertem Gewehr grüßt er und wirft ihm einen freundlichen Blick zu. Oberhalb der wenigen Steinstufen vor der geöffneten Tür steht in überragender Größe und Wucht, grau, prunklos, barhäuptig der Feldmarschall. Ehrerbietig, mit gelassener Verbeugung, nimmt er die ausgestreckte Rechte seines Obersten Kriegsherrn und begrüßt ihn mit den wenigen Worten: „Ich melde Euer Majestät gehorsamst, daß dort drüben alles ins Rut-

schen gekommen ist!" Die weiteren Worte des Alten werden verwischt von malmendem Rauschen von Gummireifen anfahrender Wagen, vom Knallen zugeworfener Schläge, Stimmengewirr, scharrenden Schritten, Klirren von Säbeln, Sporenzirpen.

Durch den schmalen dunklen Gang geht der Kaiser, gefolgt vom Feldmarschall, geradeswegs auf die Tür des größeren Kartenzimmers zu. Von ihren Plätzen schnellen die Offiziere hoch, als sie ihren Obersten Kriegsherrn eintreten sehen. Sporen schlagen aneinander. Man verneigt sich tief, wenn der Kaiser die Hand zum Gruß reicht: „Lassen Sie sich nicht stören, meine Herren, Sie stecken natürlich, wie immer, in tiefer Arbeit, aber es lohnt sich schon, wenn man von dem herrlichen Siege hört, den wir errungen haben!"

Dienstbeflissene Hände nehmen des Kaisers Mantel, Helm, Säbel, Fokosch. Ludendorff wird gleich kommen. Er hängt an den Fernsprechleitungen, ermunternd, befehlend, beschwichtigend. –

Als General Ludendorff in der Türfüllung des Karten- und Vortragszimmers erscheint, fällt sein Blick auf ein farbenfrohes Bild: Gold- und silberglitzernde Fangschnüre über großen, gleißenden Ordenssternen, Gold- und Silberstickereien auch auf purpurnen Kragenaufschlägen. Freudeerfüllte, lächelnde Gesichter und darüber ein heller Sonnenstrahl, der sich zwischen grauen Märzwolken einen Weg gebahnt und durch das große Fenster hier hereingestohlen hat.

Auf den Kaiser geht der Erste Generalquartiermeister zu und ergreift die Rechte des Monarchen, der die seine kräftig schüttelt und dessen tiefblaue Hohenzollernaugen, in denen etwas wie Dank und Erlösung und Freude zugleich zu lesen steht, ihn unverwandt anblicken. Jedem einzelnen der um den

Auf dem Wege zur Arbeit. Mitte: Ludendorff, links von ihm: Major v. Vollard-Bockelberg, rechts von ihm: Oberstleutnant Wetzell



Spa in Belgien. Großes Hauptquartier 1918





Hotel Britannique in Spa. Sitz des Großen Generalstabes 1918

Obersten Kriegsherrn Stehenden reicht Ludendorff zum Gruß die Hand.

Nun soll er Erläuterungen geben, soll Vortrag halten über die entscheidenden, die jüngsten Ereignisse – die Siege. Er will nicht beschönigen, es liegt nicht in seiner Natur und seinem Charakter, selbst seinem Obersten Kriegsherrn Unangenehmes zu verbergen, zu bemänteln; oder das wirklich Erreichte, einen Sieg gewaltiger und großartiger zu schildern, als er in Wirklichkeit sich darstellt. Denn ein Sieg bringt noch längst nicht immer den Erfolg, den man erhofft.

Erst recht nicht will es dieser Mann, dem es gebührt, einer der Größten der deutschen Geschichte genannt zu werden, daß der Anteil an Erfolgen, der ihm zufällt, ausschließlich als sein Verdienst gewürdigt werde, wie auch der Feldmarschall stets hinter seinem Werk zurücktritt.

So stehen beide vor ihrem Kaiser, in echter, wahrer Feldherrngröße, alle anderen himmelhoch überragend und doch bescheiden, nächst dem Lenker aller Schicksale dankbar denen, die mit ihnen die schwere Arbeit vollbringen halfen, nämlich den Tausenden der feldgrauen Männer dort drüben im Hagel der Geschosse, den Verwundeten, den Toten. –

Die großen Generalstabskarten, die an deckenhohen Rollzügen laufen, sind auf dem langen Kartentisch ausgebreitet. Ludendorff drängt es, seinen Vortrag zu beginnen. Er kennt kein Zögern, kein Warten. Ein wenig ungeduldig läßt er die Kordel des Monokels zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand gleiten, wischt mit dem Taschentuch über das Glas hinweg, neigt sich leicht vor seinem König und bittet darum, eine kurze Orientierung über die Lage geben zu dürfen.

Aller Augen sind auf die Karte gerichtet, vor der Ludendorff neben dem Obersten Kriegsherrn steht. In die Stille

des Raumes fällt ein kurzes Räuspern, und dann beginnt der General:

„Unsere Truppen schreiten im Kampf auf der Linie Monchy — Cambrai — St. Quentin — La Fère günstig fort. In heldenhaftem Kampf wurden die 3. und 4. englische Armee und die von dieser zur Unterstützung herangeführten französischen und amerikanischen Reserven vernichtend geschlagen und unter den schwersten Verlusten auf Bapaume — Bouchavesnes, hinter die Somme zwischen Péronne und Ham, sowie auf Chauny zurückgeworfen.

Die Armee Otto v. Below hält die beherrschenden Höhen von Monchy besetzt und hat bereits nördlich davon über Hancourt und Henin die Offensive nach Westen vorgetragen. Nordöstlich von Bapaume ist es ihr trotz stärksten Nachdrängens unserer Truppen noch nicht geglückt, das dritte, stark ausgebaute Stellungssystem des Feindes zu besetzen. Die Armee v. d. Marwitz ist langsam und sicher vorgedrungen und bleibt, weiter tapfer kämpfend, dem Feinde auf den Fersen. Es ist ihr noch in der gestrigen Nacht die Einnahme und Besetzung des Gebietes bis zur dritten Stellung in Linie Equancourt — Nurlu — Templeux — La Fosse — Bernes möglich gewesen. Der Feind griff die Armee v. d. Marwitz gestern morgen erneut an und wiederholte diese Vorstöße mehrere Male kurz hintereinander. Alle diese Versuche der Gegner, das verlorengegangene Gelände zurückzuholen, mußten an dem Todesmut und der verzweifelten Gegenwehr unserer Truppen scheitern. Die Armee v. d. Marwitz hat den Anschluß an den linken Angriffsflügel der Armee v. Below gefunden. Nachdem die Truppen der Generäle v. Gontard und v. Ka-

then den Tortille-Abschnitt zwischen Manancourt und Péronne erzwingen konnten, gelang es ihnen, das Gefecht um Bouchavesnes auf das alte Kampfgelände der Sommeschlacht siegreich vorzutragen. Dieser Sieg wurde mit der Einnahme von Péronne gekrönt. Diese Festung ist nunmehr in unserer Hand."

„Péronne! Altes, schönes Péronne!" kommt es über des Kaisers Lippen, „wie mag es heute in deinen Mauern aussehen! Die Rückgewinnung dieser Stadt sollte damals nach dem strategischen Rückzug unserer Truppen als ‚Krone ihrer Erfolge', als ‚Symbol des Endsieges' der Gegner gelten. Armes Péronne! Das hättest du dir gewiß nicht träumen lassen!" Ein wenig mitleidvoll klingt das, bedauernd, mit einem Unterton Verächtlichkeit.

„Die dritte feindliche Stellung . . ."

— so fährt Ludendorff in seinem Vortrage fort —

„. . . wurde am vorgestrigen Abend schon von der scharf nachdrängenden Armee Hutier erstürmt, sie wurde durchbrochen und so der Feind zum Rückzug gezwungen. Die Korps v. Lüttwitz und v. Oetinger sind ohne Aufenthalt vorwärts gestürmt und haben die Somme erreicht. Nun ist auch Ham nach erbittertem Kampfe in die Hände unserer siegreichen Truppen gefallen. Englische Reservetruppen sind vollständig aufgerieben und verblutet, nachdem sie den Versuch unternommen hatten, sich den Unsrigen in verzweifelten Angriffen entgegenzuwerfen. Der Crosat-Kanal ist von den Korps v. Webern und v. Conta und Truppen Generals v. Gayl erreicht und bereits überschritten worden. Französische, englische und amerikanische Regi-

menter, die sich ihnen, eiligst von Südwesten herangeführt, zum Gegenangriff entgegenwarfen, wurden auf Chauny und weiter in südwestlicher Richtung zurückgeworfen."

Des Generals Hände, die auf der Karte in rascher Aufeinanderfolge Punkt um Punkt, rote und blaue eingezeichnete Linien und Pfeile, den Vortrag demonstrierend, begleiteten, heben sich von dem knisternden Papier. Hochaufgerichtet steht die stolze Gestalt Ludendorffs neben dem Kaiser. Frei, ganz gelöst von dem Zwang des Kartenstudiums, folgen nun Wort auf Wort und Satz auf Satz. Nicht schnell genug vermag der Mund auszusprechen, was der Geist geformt:

„Truppen aller deutscher Stämme haben zur Erringung dieses gewaltigen Erfolges ihr Bestes hergegeben. Der Angriffsgeist der Infanterie war durch nichts zu übertreffen. Sie hat gezeigt, was deutsche Tapferkeit vermag. Leichte, schwere und schwerste Artillerie und Minenwerfer, rastlos vorwärtsstrebend über das Trichterfeld, trugen wesentlich dazu bei, den Angriff unserer nach vorn drängenden Infanterie im Flusse zu erhalten. Flammenwerfer taten das ihrige. Die Pioniere zeigten sich im Kampfe und bei der Arbeit auf alter Höhe. Flieger und Ballone brachten der Führung wertvolle Meldungen. Unsere sieggewohnten Jagd- und Schlachtstaffeln behaupteten in harten Kämpfen die Herrschaft in der Luft und griffen zurückflutende Kolonnen an. Kraftwagentruppen, Kolonnen und Trains arbeiteten rastlos. Die Verkehrspunkte im Rücken des Gegners waren das Ziel unserer Nacht für Nacht tätigen Bombengeschwader.

So hat alles vorzüglich ineinandergegriffen. Noch ist der

ganze Erfolg nicht abzusehen und das gesteckte Ziel nicht erreicht. Hoffen wir weiter auf morgen!"

Ein fester Händedruck des Obersten Kriegsherrn ist der Dank an den nimmermüden General, den geistigen Schöpfer dieser neuen Unternehmungen. Und unbeweglich ist das Gesicht, sind die Augen des Feldmarschalls auf seinen Kaiser und Herrn gerichtet, als auch ihm, dem „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht", dem Heros des deutschen Volkes, dem vor seinem Kriegsherrn verantwortlichsten Heerführer und Feldherrn der Kaiser seine Anerkennung ausspricht.

Dann aber drückt der Generalfeldmarschall auf einen weißen, kleinen Klingelknopf am Rande des Kartentisches. Ein jüngerer Offizier tritt in das Zimmer, und als er den Kaiser vor sich sieht, schlagen klirrend die Sporen aneinander.

Es ist der Rittmeister v. Pentz, der Adjutant und Schwiegersohn des Feldmarschalls v. Hindenburg, der ein kleines Aktenbündel in den Händen hält und es seinem Schwiegervater aushändigt.

Auf die Frage des Kaisers, ob noch Weiteres zu melden sei, fällt der Blick Ludendorffs auf den Marschall. Mit tiefer Stimme, die mit beruhigendem, wohltuendem Klang über die Runde der Anwesenden geht, mit keinem Zeichen innerer Erregtheit über das Gemeine, Niederträchtige, welches er vortragen muß:

„Euer Majestät! In diesem Päckchen befinden sich erbeutete englische Schriftstücke, die am 21. März in unsere Hände fielen und uns gestern zugegangen sind. Unter diesen liegt hier auch eine Meldung des Generalstabes des III. englischen Korps über die Aussagen von zwei lothringischen Überläufern der 414. Minenwerferkompanie, die in der Nacht vom 18. zum 19. März übergelaufen sind.

Es ist uns inzwischen gelungen, die Namen dieser beiden Verräter festzustellen. Es handelt sich um den in Neue Glashütte bei Forbach geborenen, in Schremingen, Kolonie 100, wohnhaften Adolf Lentz und um den Pionier Paul Rodolphe, in Sentzich bei Diedenhofen geboren und ebendort auch beheimatet. Diese beiden Schurken haben nach der hier vorliegenden englischen Meldung unseren großen Angriff und die für diesen getroffenen Vorbereitungen verraten. Es ist unser Glück gewesen, daß der Angriff am 21. begann, da es dem Feinde in der kurzen Zeit nicht mehr möglich war, aus dem Verrat Nutzen zu ziehen. Immerhin hätte es doch für uns verhängnisvoll werden können, wenn wir aus irgendwelchen Gründen unsere Offensive hätten weiter verschieben müssen."

Eine Bewegung geht durch die Offiziere. Man macht der allgemeinen Entrüstung Luft. Und da der Kaiser vom Feldmarschall das Schriftstück erbittet und mit flackernden Augen das kaum Mögliche selbst verzeichnet sieht, zischt er in rasendem Zorn zwischen den Zähnen hindurch:

„Diese Schweinehunde! Wieviel kostbares deutsches Blut hätte um solcher Lumpen willen umsonst vergossen werden können!"

Am Mittag dieses Tages schmückt ein Eisernes Kreuz auf goldenem Strahlensterne, der „Blücherstern", weil er eben zum einzigsten Male am 26. Juni 1815 dem alten Blücher für die Schlacht bei Waterloo, die den Untergang Napoleons besiegelte, verliehen worden war, die Brust des Feldmarschalls v. Hindenburg, und als fünfter Soldat der ganzen deutschen Armee trägt von diesem Augenblick an der Feldherr General Ludendorff das Großkreuz dieses Ordenszeichens. –

„Ich bin in meinem Soldatenleben nur einen Weg gegangen, den geraden Weg der Pflicht!“

Die „Große Schlacht in Frankreich“ war längst geschlagen. In einer Woche hatten die deutschen Truppen einen glänzenden, in der Geschichte beispiellosen Sieg davongetragen. Die kaum für möglich gehaltene Überwindung des feindlichen Stellungssystems war auf einer Breite von 75 Kilometern und bis zu einer Tiefe von 60 Kilometern gelungen. 90 000 Gefangene waren gemacht und unübersehbares Kriegsmaterial war erbeutet worden.

Und dennoch! Das Ziel war nicht erreicht. Eine Entscheidungsschlacht, wie sie unserer Obersten Heeresleitung vorgeschwebt, war nicht möglich gewesen. Man hatte sich im kleinen roten Haus von Avesnes mit einem großen Erfolge, der nicht zur endgültigen Entscheidung hatte reifen können, bescheiden müssen. Das war schwer, aber unabänderlich. Man nutzte den Gewinn und legte die Angriffsstöße in neue Richtungen.

„Der ursprüngliche Schlachtgedanke“, so verzeichnete Ludendorff es später in seinen Kriegserinnerungen, „mußte geändert, der Schwerpunkt des Angriffs scharf in die neue Richtung gelegt werden. Noch hoffte ich zu einer Operation zu gelangen.

Schon jetzt war es klar: die große strategische Grundidee der Durchbruchsschlacht – die Trennung der französischen von der englischen Armee und die Zusammendrängung dieser letzteren in den Winkel zwischen Somme und Meer – war nicht mehr durchführbar.“

Neue Vorstöße in Flandern bei Armentières, bei Noyon in Richtung auf Paris und zwischen Soissons – Reims brachten wiederum Erfolge, aber nur Erfolge unter schweren Verlusten und immer noch keine entscheidende Wendung. –

Und hier draußen im Großen Hauptquartier, in der Kriegszentrale, steigert sich die Arbeit in einem Maße, die über Menschenkraft geht. Tag und Nacht und Nacht und Tag sind fast eins geworden in Sorgen, Bangen, Mühen und Hoffen. Wäre nicht der hellen Sommersonne Gold und der kurzen Nächte dämmerndes, stahlblaugraues Dunkel, man wüßte nicht Abend von Morgen zu unterscheiden. Und immerfort, ruhe- und rastlos, wirkt in der Abgeschlossenheit des unscheinbaren Raumes der große Soldat Ludendorff, gerade, konsequent, ohne Umschweife, hartnäckig, unbeeinflußbar auf sein Ziel zusteuernd, dann aber verantwortungsfreudig und mit einem warmen Herzen.

In seltener Klarheit liegen die ersten Sonnenstrahlen eines neuen Sommertages auf den grauen und roten Häusern und dem uralten, mit frischem Grün überwucherten Basteiengemäuer von Avesnes. In elegantem Flug umkreisen graue Rauchschwalben den dicken Turm von St. Nikolas und aus den vielen kleinen Nestern unter den Rundungen und in den winkeligen Ecken der Fassade zwitschert es hundertfältig. Ganz wie bei uns zu Haus. Nur einen Augenblick lang erinnert das an die Heimat, an vergangene Jahre! Man hat es fast vergessen, daß es noch eine andere Welt gibt, zu der uns der Weg noch versperrt bleibt, die wir „Frieden" nennen. Einen Augenblick nur daran haften, sich vergessen! Träumen! – Sieben dumpfe Schläge der Turmuhr. Wie ein Schleier weggewischt dann plötzlich alles von den Augen: Fremde Laute, fremde Straßen, Häuser, Läden: Denys Taverne!

Dourdacduco – Le Courier! Fremdes, fernes Land – Feindesland! –

Vor dem ganz niedrigen roten Ziegelhaus mit den zwei vergitterten Fenstern stehen zwei große graue Wagen. Durch die Gittertür, über der in hellem Sandstein mit großen bronzegoldenen Zeichen „Sous-Préfecture“ eingraviert ist, treten drei Generalstabsoffiziere sehr eilig hindurch und fahren vor das Haus der Operationsabteilung. Nur einige Sekunden noch, dann erscheint Ludendorff in hellgrauem Umhang und nimmt im vorderen Wagen Platz.

Durch das hohe Gittertor geht es mit quarrenden Hupen bergab in eiliger Fahrt nach Süden ins Tal der Helpe. Einige Männer, die vor den kleinen Häuschen stehen, gaffen und ziehen die Mützen. Sie kennen Ludendorff und wissen, daß er der Sieger von Lüttich ist, einer der beiden großen deutschen Feldherren, die von hier aus die deutschen Armeen führen. Auch von Tannenberg und dem Siege über ihre russischen Bundesgenossen haben sie damals gehört. Sie hassen uns Deutsche, das wissen wir, aber die Achtung vor der Größe unserer Führer überwiegt im Augenblick diesen Haß, den man ihnen von Kindheit an schon in Schule und Elternhaus eingehämmert hat. Eins müssen sie zugeben: Rücksichtslosigkeit gegenüber der Zivilbevölkerung kennen unsere Führer nicht. Z. B. hat man einem alten französischen Bürger, in dessen Haus wegen Platzmangels das Kasino des Chefs des Generalstabes des Feldheeres und der Operationsabteilung eingerichtet worden ist, auf seine Bitte seine Wohnung belassen.

Bald liegt Avesnes weit entfernt und im leichten Dunst versinkend grüßen von weither noch die grauen Schieferdächer und Giebel zum Abschied. Zu beiden Seiten der ge-

radlinigen Straße breitet sich bebautes Feld, fruchtbares Ackerland, frisches Wiesengrün. Durch saatenschwere, goldgelbe, reife Kornfelder ziehen klappernd deutsche Mähmaschinen, auf ihrem Sitz der feldgraue Soldat, die Zügel seiner Pferde fest in der Hand.

Dörfer, Städte entschwinden in eiligem Vorübersausen: Larouillies — La Capelle.

Baracken, Magazine, Häusergerippe schwarz von Rauch, ihre Zacken dräuend gen Himmel erhoben, im Winde flatternd eine weiße Fahne mit Rotem Kreuz — Etappenlazarett. Feldgraue, humpelnd, mit weißen Verbänden um Kopf und Arme, sie starren staunend mit weitaufgerissenen Augen aus gelben, fahlen, ausgemergelten Gesichtern, in denen Grauen, Schmerz, Tod eingemeißelt stehen.

Stunde um Stunde verrinnt in rasendem Hinfegen durch Talsenken, Hügel hinauf, zwischen Baumstümpfen entlang, die am Straßenrand stehen und einstmals ihre stolzen Kronen gen Himmel reckten. Vom Granathagel zersplittert, wund bis ins Mark, einem langsamen Hinsterben preisgegeben, stumme Zeugen vergangener Schlachten, so huschen sie vorüber. Und dann Dörfer, Städte, Fermen — sollen es gewesen sein — grauenvoll ihr Anblick, nun Ruinen, aus denen wild die Gräser wachsen, Steinwüsten, in denen Ratten und Mäuse nisten! Dann wieder bewohnte Stätten, die vom Feuer verschont blieben, dürftige Hütten und, versteckt hier und dort noch hinter dichtem Laubwerk hoher Pappeln, prachtvolle Bauten, uralte Schlösser aus Frankreichs kunstreicher Vergangenheit.

Etréaupont — Vervins — Vigneux — Montcornet. —

Französische und englische Gefangene in gelben und horizontblauen Uniformen bei Aufräumungsarbeiten. — Eine

Flugzeugstaffel in mäßiger Höhe surrt über den buntscheckig angemalten Baracken und Zelten des nahegelegenen Flugplatzes. Die großen Vögel sind auf der Jagd nach Süden ins Kampfgebiet. Dunkel heben sich die großen Eisernen Kreuze ab vom hellgrauen Leib, und mit wildem knatternden Motorengebrüll entschwinden sie hinter dem leichtwelligen Hügel, der den Fernblick nimmt.

Fraillicourt – Seraincourt – Ecly. –

Hoch schon steht die warme Mittagssonne am azurblauen Himmel und wirft sengende Glut auf das Land und auf schmachtende Menschen und Tiere. Auf einer von unseren Pionieren geschlagenen Holzbrücke geht es über den Plumion. Fröhliche französische Jugend tummelt sich im Wasser, und die Alten, die dabei stehen: bärtige Männer, auf ihren Stock gestützt, die schon anno 70 dabei waren, als der „boche" ihre „Grande nation" auf dem Wege von Sedan nach Paris „inspizierte" und am Fluß hockende, wäschespülende Frauen mit bunten Kopftüchern blicken verdutzt auf die plötzlich vorbeisausenden grauen, dichte Staubwolken hinter sich lassenden Wagen.

Rethel! An steiler Höhe klettern alte Häuser, zerstampft, zerschossen, empor. Beiderseits der breiten Straßen, von einschlagenden Geschossen zerwühlt und nur notdürftig verpflastert, liegen zwischen Balkensplittern ausgebrannte Reste ehemaliger Holzbauten, Ziegelwerk und Eisenträger, durch die man sich nur mühsam den Weg bahnt. – Auch hier in dieser uralten Stadt steht trutzig im Mittelpunkt eine aus dem 13. Jahrhundert stammende St. Nicolauskirche. Der Turm des Gotteshauses ist zerfetzt, und um das brüchig in den blauen Himmel gereckte Mauergezacke spielen die hellen Strahlen der Mittagssonne. –

General Fritz v. Below, der Führer der 1. Armee, steht vor dem Eingang seines Quartiers. Kaum mittelgroß, beinahe zierlich und ein wenig hager ist er von Gestalt. In dem wetterharten Gesicht liegen, unter dem überschattenden Mützenschirm fast versteckt, zwei tiefblaue, warmblickende Augen. Seine behandschuhten Hände ruhen gekreuzt auf dem Knauf des Degens, mit dem der Armeeführer von Zeit zu Zeit auf den Boden stampft, um seine Worte zu bekräftigen, die er mit seinem Chef des Stabes, dem jugendlich und frisch dreinschauenden Oberstleutnant v. Klüber, wechselt.

Trillernde Signalpfeifen, Hupenquarren, Anziehen von Bremsen. Ein Rucken der Wagen. Aus staubbedeckten, feldgrauen Ungeheuern kriechen hellgraue Gestalten. Kurze Begrüßung. Man legt die Rechte an den Mützenrand. Einen Augenblick hält Ludendorff die harte, kleine Hand des alten Generals aus pommerschem Uradelsgeschlecht.

„Das war eine Rekordfahrt, Exzellenz!" beginnt Ludendorff in freundlichem Ton die Unterhaltung.

„Und ganz ohne Panne auf diesen zerfahrenen Straßen und bei dieser tropischen Hitze, Exzellenz?" erwidert v. Below kurz und eilig.

„. . . Na und ob! Unser ‚Pannemann' vom Kraftwagenpark ist in Ordnung! . . .", gibt der Erste Generalquartiermeister zurück und streift den Handschuh von der linken Hand. –

In dem alten, weiten Haus setzt man sich zu ernster Besprechung zusammen. Reims soll nochmals das Ziel werden, das den deutschen Truppen den Weg in das Herz Frankreichs öffnen wird. Der schon in den Tagen vorher begonnene, aber steckengebliebene Angriff muß fortgesetzt werden. Ludendorff

wünscht, daß schnellstens gehandelt werde, um dem Feinde gegenüber im Vorteil zu sein. Oberstleutnant v. Klüber aber bringt ernste Bedenken vor, da auch dieser rein örtliche Angriff Vorbereitungen erfordert, die mehrere Tage in Anspruch nehmen würden. Viele unserer Divisionen sind in den letzten wochenlangen Kämpfen zerrieben, viel Material ist zerstört. Auch setzt hier und dort schon Kampfmüdigkeit ein. Wenn auch die moralische Kraft ungebrochen ist, die physische ist kaum noch durch persönlichen Mut und durch Draufgängertum zu ersetzen. Dazu kommt, daß Krankheiten, besonders die Grippe, die sich immer unangenehmer bemerkbar macht, große Lücken in unsere Heeresverbände reißen.

Ludendorff aber möchte, allen Gewalten zum Trotz, zum Ziel kommen. Er will nicht nur, nein, er muß, er muß es zwangsläufig aus vielerlei Gründen, ehe es ganz zu spät ist. Aber hier, wie so oft, wenn es um Entscheidungen geht, ist wieder ein Widerstand, dem er sich widerwillig beugen muß.

In dem wildverwachsenen Garten hinter dem Unterkunftshaus des Kommandierenden der 1. Armee geht Ludendorff Seite an Seite mit Below, dem ehemaligen Generalquartiermeister des Großen Generalstabes aus der Friedenszeit, geht auf und ab, auf und ab. Über die unkrautüberwucherten Wege schreitet Ludendorff festen Schrittes, als wolle er den Wegerich, die sich breitmachenden Huflattichblätter unter seiner Wucht zertreten. Ein wenig vornüber gebeugt, die Hände auf dem Rücken ineinander verschlungen, mit kürzeren Schritten geht der Armeechef neben ihm.

Der Mund bleibt unbeweglich, zuckt nur ab und zu in den Winkeln, wenn Ludendorff seine Meinungen, seine Einwände äußert, seinen Kummer sich vom Herzen stößt. Dann

und wann verhält v. Below den Schritt und diskret, mit gleichmäßiger Stimme antwortet er in kurzen, sachlich gehaltenen Sätzen, wirft seinen weißhaarigen Kopf in den Nacken, legt die rechte Hand mit dem dicken Siegelring — drei Wendenköpfe im Wappenfeld — auf den Nasenrücken und streicht geruhsam mit Daumen und Zeigefinger an den Nasenflügeln entlang, wobei er dem um einen Kopf größeren Ludendorff in die strengen Augen schaut.

Von innerer Zersetzung, revolutionären Umtrieben, Lügenmeldungen, politisch Unzuverlässigen, bolschewistischen „Infektionen", von Übergriffen auf die Frontsoldaten, von Überläufern ist die Rede. Alles, was wir in den ersten Kriegsjahren nicht für möglich gehalten hätten, scheint möglich geworden. Wir müssen es als eine unabänderliche Tatsache hinnehmen und daraus unsere Schlüsse ziehen. Unendlich schwer ist es, als verantwortlicher und verantwortungsbewußter Mann solche Gedanken und Tatsachen einbeziehen zu müssen in Pläne, in Zielrichtungen, in Entscheidungen, die des Volkes und Vaterlandes Bestes und Nützlichstes sein sollen. Nervenkraft, unmenschliche Nervenkraft kostet es jeden Tag, jede Stunde. Und immer wieder schieben sich neue Faktoren zwischen noch ungelöste Aufgaben und Fragen. Seine Mitarbeiter möchten den Ersten Generalquartiermeister entlasten, ihm seine ungeheuere Arbeitslast erleichtern helfen. Es geht nicht. Keine organisatorische Änderung könnte Abhilfe schaffen. Jede, auch mitunter noch so kleine, nichtig erscheinende Entscheidung braucht Ludendorffs Kenntnisnahme oder Urteil.

So auch hier: Hundert Fragen — hundert Antworten, hundert Ratschläge — hundert Entschlüsse!

Kaum dreißig Kilometer von hier stehen die Kameraden

im Kampf um Reims. Grollender Kanonendonner wie von fern aufsteigenden, schweren Gewittern erfüllt die heiße, zitternde Luft. –

„Reims ist ein strategischer Punkt, ein Pfeiler von allerhöchster militärischer Bedeutung. Wir müssen nochmals alles daransetzen, Exzellenz. Und dann bedenken Sie die Ablenkung für meine beabsichtigten Angriffe in Flandern. Wir müssen dieses Mal ernstlich zum Schluß kommen!"

„Gewiß, der deutsche Soldat hat bis jetzt sein Bestes gegeben, er wird es – so Gott will – weiter tun! Räudige Schafe gibt es überall und wird es immer geben. Wie freuen wir uns ja auch über Nachrichten und Pläne der Gegenseite, wenn sie uns verraten werden. Unser Wille zum Durchhalten und zur Tat ist unerschüttert! Wollte Gott, die Politiker und Diplomaten dächten wie wir. Ernst sehe auch ich die Lage, aber nicht hoffnungslos!"

Und während die alte Exzellenz den Finger warnend erhebt, bricht die schwache Stimme mit einem stechenden Hüsteln ab. Hier steht ein bewährter, großer Soldat, aber ein altersschwacher, im Dienst für sein Vaterland eisgrau gewordener Mann, der den später eingetretenen Zusammenbruch nicht verwinden konnte. Er starb zwei Wochen nach Ausbruch der Revolution in den Sielen, seine bitteren Enttäuschungen, seinen Schmerz über das so unendlich traurige Ende des großen Krieges mit hinabnehmend in das Grab. –

Nach einem kurzen Abendessen rüstet man zur Weiterfahrt. Mit ungebeugtem Mut, mit hoffnungsvollen Erwartungen besteigt der Feldherr Ludendorff wieder seinen Wagen. Richtung: Hauptquartier der Heeresgruppe Kronprinz

Rupprecht in Cambrai! Dort will er den Plan eines erneuten Hauptstoßes in Flandern mit dem Ziel auf das offene Meer mit dem Kronprinzen und seinem Chef, General v. Kuhl, durchsprechen.

In die laue Sommerabendluft mischt sich ein Gemengsel von Pulvergeruch und süßlichem Gas, ab und zu unterbrochen von Staub- und Benzolwolken der zur Front oder in Ruhe fahrenden Lastwagen. Eine leichte Brise weht von Westen herüber und treibt weißlichgelbe, vom letzten Sonnenlicht angestrahlte Wölkchen vor sich hin. Langsam senkt sich die Dämmerung herab. Wie Gespenstergestalten stehen Mauerreste und Baumstümpfe am Straßenrand. Dicht hinter der Frontlinie geht es nordwärts: den Flußlauf der Aisne abwärts bis Neufchatel – Laon – Ribemont – über die Oise bis St. Quentin.

Ein gigantisches, immerwährendes Feuerwerk erhellt den ganzen Abschnitt. Grüne, gelbe und rote Leuchtkugeln, wie aus dem Himmelsschwarz gestoßen, stehen hier und dort, verweilen einen Moment lang, werfen einen helleuchtenden Kegel über Stellungen und zerfetztes Niemandsland, zerfallen in sich und verschwinden. Hellrot zeichnen glühende Geschosse ihre flach ansteigende und dann steil niedersinkende Bahn, schlagen auf mit dumpfem Dröhnen und Geprassel, Tod und Verderben mit sich bringend, um sich verbreitend.

Langsamer fahren die Wagen. Schwarze Kolonnen wälzen sich heran. Achsen krächzen unter der Last schwerer Geschosse. Protzen und Geschütze, von schweißnassen Pferden gezogen, rattern in unaufhörlicher Folge vorüber. Schnauben der Rosse, Hufschläge, Kommandos, Peitschengeknalle, mahlendes Scharren, Knarren auf steinigem Weg, endlos schier schiebt er sich vorwärts, dieser Heerwurm. Zwischendurch



Der Kaiser verabschiedet sich von Ludendorff nach dem Frühstück beim Kaiser anläßlich des 70. Geburtstages Hindenburgs



Hindenburg und Ludendorff entsteigen dem Sonderzug und begrüßen auf dem Brüsseler Hauptbahnhof Offiziere

Männer im Stahlhelm, schwarzen Schatten gleich, Offiziere hoch zu Roß.

Alles Deutsche! Junge, unerfahrene Burschen noch, die soeben ins Feld gerückt. Wie mochten sie sich eingewöhnen? Die von der Schulbank, vom Büro, aus der Fabrik, von der heimatlichen Scholle? — Und alte, bärtige, kriegserfahrene Männer, Familienväter und dem Jünglingsalter Entwachsene aus dem Rheinland, aus Ostpreußen, von der Wasserkante, aus Sachsen, Bayern, aus Thüringens Wäldern und dem Land der Roten Erde!

Und doch! Und dennoch! Nicht genug, längst nicht genug! Ihr Kampfgeist, ihre Treue, ihr Opfermut ersetzt ihre Anzahl vieldutzendfach — und doch, dort drüben die Amerikaner in wachsender Menge, frisch und unverbraucht, mit sattem Magen, in nagelneuer Montur, kriegsfreudig, begeistert!

Solche Gedanken durchjagen des Feldherrn Kopf. Und, wovon sprach noch Below? Von innerer Zersetzung, revolutionären Umtrieben, Übergreifen auf das Frontheer! Abschütteln, abstreifen das alles wie ein unsauberes Hemd! Nicht daran denken, nur hoffen, ermuntern, ermahnen. Nur der gewinnt, der wagt! Sich nicht in sinnloses Philosophieren verrennen! Nur die Nerven behalten, nicht müde und matt, nicht zaghaft werden! —

Am Canal St. Quentin geht es entlang. Das erste unsichere, sich vorsichtig herantastende Tagesgrau spiegelt sich im leichtwelligen, schmutzig-schwarzen Wasser. Die flackernde Helle des Kampfgebietes beginnt allmählich vor dem heraufsteigenden Tag zu entschwinden, aber das gleichmäßige dumpfe Grollen der sich langsam wieder nähernden Frontabschnitte läßt da wieder genauer zu unterscheidende Abschüsse und Einschläge, auch kleiner Kaliber, wahrnehmen.

Und immer noch vorüberziehende Kolonnen. Offiziere reißen die Köpfe herum, grüßen, gehen weiter. Soldaten, nichts als feldgraue Soldaten mit bepacktem, schweren Tornister auf dem Rücken, das Gewehr um den Hals gehängt, Handgranaten und Schanzzeug am Gurt; rote, wettergebräunte, schweißtriefende Gesichter unter grauen, schmutzigen, lehmfleckigen Stahlhelmen. Einer wie der andere. Kein Lied dringt aus ihrer Kehle, schleppend trotten sie fürbaß. Sie wissen nicht, wohin, und doch haben sie alle ein Ziel. Irgendwo in ein Grabenloch werden sie gestopft und dann: schießen, Handgranaten werfen, um ein Stück Dreck kämpfen, bluten, sterben! –

Wer weiß, wie viele von ihnen noch den Abend erleben! Wie viele werden hingesunken sein, heißes Eisen in Herz oder Hirn, und Frankreichs Erde tränken mit warmem, rotem, deutschem Blut!

Und in der Heimat die Mütter, die Frauen – stehen in langen Schlangen um einige Gramm Butter für sich und die Kinder, um etwas Milch, einige Kartoffeln. Sie stehen am Schraubstock, an der Drehbank. Sie gehen hinter dem Ackerpflug. –

Cambrai! Immer wieder tönen die Hupen, trillern die Signalpfeifen der Wagen. Wie von einem Erdbeben gerüttelt und geschüttelt liegt die Stadt. Englische Geschosse zertrümmerten im letzten November ganze Viertel dieses alten, ehrwürdigen Bischofssitzes. Übel zugerichtet ist auch das Stadthaus auf stolzer Höhe. Granaten aller Kaliber rissen große Wunden in das Gemäuer.

Nur die beiden geharnischten Stundenschläger an der Uhr haben auch dieses Mal noch den Kampf überdauert. Seit vielen hundert Jahren stehen sie hier in luftiger Höhe, haben Kriege und Brände zu ihren Füßen erlebt. Schon einmal hatten die Engländer hier ihre Hand mit im Spiel: damals, 1815, als sie die Zitadelle als Feinde der Franzosen stürmten. –

In einem großen Zimmer des Hauptquartiers der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht gehen die Gespräche und Pläne um den Stand der Vorbereitungen für den endgültigen Angriff auf den nördlichen Flügel der Engländer. Der letzte dort geführte Offensivstoß im April 1918 um Armentières – Bailleul und den Kemmelberg, der dabei in deutschen Besitz kam, soll weitergeführt werden mit der Inbesitznahme der Höhen nördlich der Lys zwischen Bailleul und Poperingen und dem beherrschenden Gelände um Hazebrouck, bei guten Erfolgen vielleicht auch mit dem Ziel der Eroberung von Dünkirchen, Calais und Boulogne. Man will den Engländer an seiner empfindlichsten Stelle treffen, ihm die Häfen nehmen, in denen er seine Truppen landet. –

Über die Karte gebeugt stehen Ludendorff, der bayerische Kronprinz und General v. Kuhl. In dem Augenblick, da der letztgenannte, der bedeutende Chef des Stabes der Heeresgruppe, Einzeichnungen in dem Angriffsgebiet der 4. und 6. Armee vornimmt, rasseln die Fernsprechläutewerke. Das ist nichts Absonderliches, man ist daran gewöhnt und darum geht der anwesende Generalstabshauptmann nicht eiliger als sonst hinzu und nimmt den Hörer. Es meldet sich

Charleville, das Hauptquartier der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz und berichtet:

„Die Franzosen sind heute früh unter dem Schutz eines starken Nebels südwestlich Soissons völlig überraschend mit einer großen Anzahl Tanks in breiter Front in unsere Linien eingebrochen. Die ersten Stellungen sind schon überrannt. Panikartig fluten unsere Divisionen, die immer gut gewesen sind, zurück. Sie sind durchstoßen. Viele sind gefangen, – Tausende. Eile tut not! Größte Gefahr! Die Heeresgruppe hat von sich aus Truppen, vor allem die 20. Infanterie-Division mit Kraftwagen auf das Schlachtfeld geworfen!"

Und weg ist diese harte, sich überhastende Stimme.

„Herrgott im Himmel nochmal! ..."

Die Hand des Hauptmanns, die den Hörer an das Ohr gepreßt, fällt kraftlos herab, das Gesicht wird blaß, würgendes Schlucken mit leerer Kehle. – Dann macht er Ludendorff die Meldung.

„... Verflucht ..."

– löst es sich gewaltsam von den fest zusammengepreßten Lippen des Feldherrn –

„... Auch das noch!"

Das Blut schießt ihm wieder zu Kopf und hämmert in den Adern. Sollte das die Wende sein? Unmöglich! Das darf nicht wahr werden!

Schnell hat Ludendorff die Fassung wieder, berichtet den Anwesenden das Furchtbare und befiehlt dann telephonisch

der 5. Infanterie-Division, die zur Verfügung der Obersten Heeresleitung nordöstlich von St. Quentin in Bereitschaft liegt und durch Bahnverbindung nach allen Richtungen in schnellstem Abtransport befördert werden kann, über Laon zu fahren und sich dem Feinde entgegenzuwerfen.

Dann beendet Ludendorff, die Nerven bis zum Äußersten gespannt, hier in Cambrai mit den Herren der Heeresgruppe die Besprechung.

Und am selbigen Nachmittag finden sich im roten Haus in Avesnes die Hände der beiden Männer, die als die Heroen unseres Volkes gefeiert und verehrt in diesem Augenblick sich eingestehen müssen, daß sich ein Schicksalsumschwung vollzogen hat, der den Anfang einer Tragödie bedeuten kann. Aber wenn das Schlimmste, wenn eine völlige Niederlage für das tapferste Heer der Welt unabänderlich, wenn alles umsonst gewesen sein sollte, hier stehen zwei Männer, die ihr Bestes gaben und die auch ferner nicht weichen noch wanken werden, die ihr Letztes zu geben gewillt sind für das große deutsche Volk und das teuere, herrliche Vaterland! –

„Der Feldherr hat die Verantwortung. Er trägt sie vor der Welt und, was noch schwerer ist, vor sich, vor der eigenen Armee und dem eigenen Vaterlande!“

Ein Wunder sendet der Himmel nicht. Die Gunst des Kriegsglücks hat sich der anderen Seite zugewandt. Ein schwerer Schlag folgt dem anderen. Mehr als heldenmütig kämpft der deutsche Soldat gegen den nachdrängenden Feind. Aus tausend Wunden blutet die deutsche Front. Kaum abgelöst, werden übermüdete, zerschlagene, auf einen kleinen Rest zusammengeschrumpfte Verbände in die Schlacht geworfen. Um jede Schrittbreite aufgewühlten, zerklüfteten französischen Bodens ringen die ausgepumpten, ausgehungerten, manchmal führerlos gewordenen Feldgrauen. Geschütze werfen Granaten und Schrapnells dem Feinde entgegen, bis die Rohre glühend heiß geworden sind und unter der Hitze zerplatzen oder bis der letzte Bedienungsmann tot am Boden liegt. Über die Maschinengewehrnester hinweg spritzt der Dreck krepierender Geschosse. Auszuhalten gilt's, bis die allerletzte Patrone verschossen oder der letzte Schütze im Todeskampf sich krampft.

Einem 18. Juli folgt ein 8. August. Vor seinem Obersten Kriegsherrn und dem Generalfeldmarschall steht Ludendorff mit bleichem Antlitz, mit tiefen Säcken unter den matten Augen, mit schlaff gewordenen Wangen und zusammengepreßtem Mund. Noch nie sah dieses kahle, vorhanglose Zimmer in der roten Gartenvilla in Avesnes, bar jedes Bildes, jedes Schmuckes, jeder Blume, diese erlauchte Gesellschaft in so tiefem Ernst in seinen Mauern. Hart fallen

die Worte des Ersten Generalquartiermeisters in die stickige Schwüle des kleinen Raumes:

„Wir müssen uns darüber klar sein, daß wir eine schwere Niederlage erlitten haben. Der Versuch, die Völker der Entente durch deutsche Siege vor Ankunft der amerikanischen Verstärkungen friedenswillig zu machen, ist gescheitert. Besonders besorgniserregend ist ..."

— und seine Stimme nimmt einen weichen, verschleierten Klang an, wie sie noch niemand bei Ludendorff gehört hat —

„... daß der kriegerische Geist bei einem Teil der Divisionen zu wünschen übriggelassen, daß die Schwungkraft des Heeres nicht ausgereicht hat, unsere Erwartungen zu erfüllen. Aus dem Munde eines auf das Schlachtfeld entsandten Generalstabshauptmanns habe ich mir berichten lassen, daß neben Taten glänzender Tapferkeit ..."

— und nun hat der General wieder die alte Forsche in seinem Ausdruck, seine Rechte hebt sich zur Faust geballt und zwischen zusammengepreßten Zahnreihen zischt es hindurch —

„... Handlungen vorgekommen sind, die ich — ich muß es offen aussprechen — in der deutschen Armee nimmermehr für möglich gehalten hätte: Einzelnen Reitern haben sich unsere Mannschaften ergeben und ganze geschlossene Abteilungen streckten ihre Waffen vor der Besatzung herankommender Tanks! Aus den Reihen von der Front zurückkehrender Truppen wurde den Leuten tapfer angreifender Divisionen ‚Streikbrecher' und ‚Kriegsverlängerer' entgegengerufen. Das sind die Früchte unserer von nichtdeutschen, elenden Schurken geführten Parteien.

Sieben Divisionen sind vollständig zertrümmert und die Verluste an Gefangenen und Material sind ungeheuer. Der 8. August 1918 ist der ‚Schwarze Tag des deutschen Heeres in der Geschichte des Krieges'."

Mit Zentnerschwere legt sich das Bekenntnis des Generals auf die Gemüter der Umstehenden. Totenstarr sind die fahligen Gesichter der großen Männer. Die Blicke stur zu Boden gesenkt, stehen sie ratlos, erschüttert vom Ernst des Augenblicks.

An den goldenen Quästchen der Fangschnüre zupfen die Finger der rechten Hand des Kaisers. Seine sich aus der beengten Brust ringenden Sätze lösen die schwüle Spannung und die Pause, die eingetreten ist:

„Ich habe – dieses Unglück – kommen sehen ...!"

– Und wieder ein Satz –

„... Dieser Rückschlag durchkreuzt mir eine eben angebahnte Friedensmöglichkeit, auf die ich so große Hoffnungen zu setzen berechtigt war [1])!" –

Zwei Blätter hält Ludendorff in den Händen und wortlos übergibt er sie dem Monarchen: Heeresberichte vom 8. August. Natürlich meldet der Engländer seinen Sieg mit großer Pose:

„An der Front der 4. britischen Armee bemächtigten sich kanadische und australische Truppen ..."

– „... eben all dieses Gesocks muß helfen: Kruneger aus Liberia, Sikhs vom Indus, Mandaras aus dem Tsadseegebiet, Soninkemischlinge, Gurkhas von der Thapasippe, Manden und Wolofs, Garhwalis, Tschermissen, Baschkiren,

[1]) Niemann, Kaiser und Revolution.

Tschuwaschen, Komorros, Baolen, Fulben und ‚wer kennt die Völker, nennt die unaussprechlichen Namen‘, die ihre Gastrollen an der Westfront geben, um den ‚boche‘ zu vernichten.“ –

„... mit bewunderungswürdigem Schneid der äußeren Verteidigungslinie von Amiens und überschritten sie in einer Tiefe von 2 Meilen nach einem an vielen Stellen sehr harten Kampfe. Gegen Abend hatten die französischen und britischen Infanterietruppen die allgemeine Linie Pierrepont – Arvillers – Rosières – Rainecourt – Morlancourt erreicht. Die Zahl der Gefangenen erreichte 17 000 ...“

– Der Kaiser blickt auf: „Fast 2 Divisionen haben die Engländer gefangen! Unfaßbar!“ Und weiter liest er:

„... Wir erbeuteten zwei- oder dreihundert Geschütze, darunter ein schwerkalibriges auf Schienen, ferner Grabenmörser und Maschinengewehre in erheblicher Anzahl, gewaltige Vorräte und Material jeder Art, einen vollständigen Eisenbahnzug und sonstiges rollendes Material. Unsere Verluste waren gestern außerordentlich gering.“

Daneben der deutsche Bericht lakonisch – kurz:

„... Zwischen Ancre und Avre griff der Feind gestern mit starken Kräften an. Durch dichten Nebel begünstigt, drang er mit seinen Panzerwagen in unsere Infanterie- und Artillerielinie ein. Nördlich der Somme und Avre brachten unsere Gegenangriffe den feindlichen Ansturm dicht östlich der Linie Morlancourt – Harbonnieres – Caix – Fresnoy – Contoire zum Stehen. Wir haben Einbuße an Gefangenen und Geschützen erlitten ...“

Der Kaiser schüttelt den Kopf. Wie harmlos das klingt. „Der Erste Generalquartiermeister Ludendorff" steht darunter. Die Buchstaben tanzen vor seinen Augen. Das Papier knittert in seinen Händen. Wortlos, wie er es genommen, gibt er es zurück, blickt ernst in das Antlitz des Feldherrn. Seine Gedanken umkreisen den General: Du Mann, mit dem unerschütterlichen Glauben an deine Taten, in deiner starren, kalten Unnahbarkeit, weißt du, denkst du daran, daß das, was du hier mit deinem Namen verantwortlich gezeichnet hast, vielleicht demnächst dem deutschen Volke und der übrigen Welt von der feindlichen Propagandazentrale in großer Aufmachung als unwahrer oder frisierter Bericht vorgesetzt wird? Und was dann?

Und Ludendorff versteht. Nichts von Beklommenheit ist in ihm. Seine Bewegungen sind bestimmt, hart. Er ist vollkommen Herr seiner Nerven. Und dann treffen auch seine Gedanken den Kaiser:

„‚Zu den Talenten eines richtigen Heerführers', so sagt schon der Alte Fritz, Preußens großer König, ‚gehört die Kunst, seine Gedanken zu verbergen. Die Verstellungskunst ist für jeden, der große Geschäfte zu leiten hat, unentbehrlich. Die ganze Armee ...' – und vergessen wir nicht, heute die große Heimatarmee hinzuzufügen – ‚... liest aus den Mienen des Heerführers, wie seine Sache steht ... Darum muß der Heerführer wie ein Schauspieler sein und die Miene aufsetzen, die ihm die Rolle, die er spielen will, vorschreibt. – Trifft eine schlimme Nachricht ein, so stellt er sich, als mache er sich gar nichts daraus, und prahlt mit der Zahl und Größe seiner Hilfsmittel. Er verachtet den Feind öffentlich und respektiert ihn im geheimen!'" –

Der Kaiser nickt zustimmend mit dem Kopf. Auch er hat verstanden, durchschaut seinen großen Gehilfen, errät seine Gedanken und gibt ihm recht.

Durch einen Telephonanruf wird die Friedhofsstille im Kartenzimmer unterbrochen. Aus Baden bei Wien meldet sich der deutsche Militärbevollmächtigte im österreichisch-ungarischen Hauptquartier, General v. Cramon. Ludendorff, der das Gespräch entgegennimmt, kann den deutschen Vertreter wegen der in österreichischen Kreisen infolge der Ereignisse an der Westfront hervorgerufenen Beunruhigung über den Ernst seiner Auffassung in keinem Zweifel lassen.

Österreich-Ungarn sieht in der deutschen Armee seinen letzten Halt. Versager an der Westfront bedeuten für die Donaumonarchie das Wanken der letzten Stützen und den drohenden Zusammenbruch. Noch hält sie sich wie eine halbverdorrte Kletterranke mit wenigen gesunden Würzelchen am deutschen Stamm. Unter dem letzten schweren Axthieb wankt auch er, einem Sturze nahe. Diese Enttäuschung fällt in Österreich wie ein Keulenschlag nieder. Auch der junge Kaiser Karl, der immer schon Friedensehnsüchtige, ist von dem Mißerfolg des deutschen Heeres sehr betroffen und spricht durch General v. Cramon den Wunsch aus, mit dem deutschen Kaiser und der Obersten Heeresleitung zu einer persönlichen Aussprache zusammenzutreffen.

Pflichtschuldigst meldet Ludendorff das eben Gehörte.

„Ich sehe, wir müssen die Bilanz ziehen. Wir sind an der Grenze unserer Leistungsfähigkeit. Der Krieg muß beendet werden. Ich erwarte die Herren also in den nächsten Tagen in Spa [1])!“

[1]) Niemann, Kaiser und Revolution.

Das ist alles. Trocken, blechern, mit einem Beiklang von Vorwürfen kommt das stoßweise aus des Kaisers Mund und unter zusammengekrampften Brauen blitzen flackernde Augen. Kein Wort mehr. Mit unerschütterlicher Gehaltenheit, aber aschgrauem, ernstem Gesicht steht der Feldmarschall. Leer, gedrückt unter der Last der Arbeit, des Hastens und Wachens, der Enttäuschungen langer harter Wochen und Monate gehen die Augen General Ludendorffs wie verloren in die Weite, haften an den kahlen, kalten Wänden und gleiten dann nieder auf Aktenstöße und bunte Kartenblätter. Zerrissene Hoffnungen — verlorene Wünsche — vertane Arbeit — unersetzlich dahingegangene Werte an Blut und Gut und Leben und an Material!

In tiefer Bewegung geht er auf seinen Obersten Kriegsherrn zu, neigt sich ein wenig förmlich, wie ein Weltmann, ein Grandseigneur, und preßt unter den Eindrücken des entscheidenden Augenblicks hervor:

„Wenn das Vertrauen Euer Majestät —“, ein ganz klein wenig stockt er. Der Kaiser wehrt ab. Nicht doch! Kein Wort, nur kurze Gedanken: Von Hindenburg trennen? Unmöglich. Der Alte würde mitgehen. Ich brauche sie, beide, den einen neben dem anderen! —

Neben dem Schilderhaus am Eckeingang des Hauses, in dem sich das Kasino der Obersten Heeresleitung und der Operationsabteilung befindet, stehen Verwundete und Krankenschwestern. Blumen halten sie in den Händen: Rote Rosen und buntfarbene Georginen. Sie grüßen und überreichen die Sträußchen. Für jeden Feldgrauen haben Hindenburg und Ludendorff ein freundliches Wort, und den

Schwestern reichen sie die Hand zum Dank. Ein gepreßtes Lächeln huscht über das Antlitz der beiden Feldherren, man muß sich ja beherrschen, muß gute Miene machen. Niemand soll erkennen, welche schier unüberwindlichen Schwierigkeiten sich haushoch türmen, welche Widerwärtigkeiten sich entgegenstellen. Allein muß man mit ihnen fertig werden, sich dagegen stemmen, sie niederringen! Schön ist es, als Held und Sieger gefeiert, vergöttert zu werden, unendlich schwer aber ist Feldherrnlos, wenn Sorge Tag und Nacht am Herzen frißt, die Nerven, zum Zerreißen gespannt, fast zerbrechen möchten!

Und an der bescheidenen Mittagstafel, schlicht gedeckt zu einfachem Mahle, fragende Augen: Wie steht es? Was soll werden? Ist das das Ende? An jedem Bissen würgt man, als bliebe er in der Kehle stecken. Auch während des Essens kommen Ordonnanzoffiziere, nehmen Haltung an, wenn sie neben den Ersten Generalquartiermeister treten, machen ihre Meldungen mündlich oder überbringen Schriftliches. Hier ein kleiner Lichtblick, dann wieder neue Hiobsbotschaften. Ja, wir wissen, wir ahnen es: das ist die Wende. Der Krieg kann für uns nicht mehr gewonnen werden! –

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Vorplatz des kleinen Bahnhofs in Spa steht die Infanterie- und Kavalleriestabswache, eine besonders gedrillte und geschulte Paradetruppe des deutschen Kaisers, in tadelloser Richtung angetreten. Vorneweg der Hauptmann v. Wasielewski und der schmucke, über zwei Meter lange Kürassier-Oberleutnant Freiherr v. Oelsen. In langer Reihe harren die feldgrauen Kraftwagen abfahrbereit. Um den deutschen Kaiser, den Feldmarschall, beide in österreichischer Uniform, und General Ludendorff das ganze Gefolge:

General- und Flügeladjutanten, Hofmarschall, Militärkabinettschef, Marinekabinettschef, Zivilkabinettschef, Oberstallmeister, dann auch der 75jährige Reichskanzler, der Staatssekretär des Auswärtigen, Legationsräte.

Über die umliegenden Höhen des schönen belgischen Ardennenstädtchens, das seit März des Jahres 1918 die Masse des Großen Hauptquartiers in seinen Mauern beherbergt, schweifen die Blicke des Ersten Generalquartiermeisters. Wieder einmal gehen seine Gedanken vier Jahre zurück. Beim Einmarsch in belgisches Land war es. Sein erstes Kriegsquartier ist damals in dem großen Hotel Britannique gewesen, am oberen Ende der Avenue du Marteau, in dem sich jetzt die Arbeitszimmer des Großen Generalstabes, das des Feldmarschalls und auch das seine befinden. Hier hat der damalige Frontsoldat und Generalmajor Ludendorff einige Stunden ausgeruht, bevor durch seine Heldentat vor Lüttich der allererste großartige Sieg Deutschland jubeln und die Welt aufhorchen ließ. Wie anders ist das alles heute! Welche Wandlung haben die Verhältnisse erfahren!

Und wie seine Gedanken so wandern von diesem Tag von Lüttich – an den Pour le mérite faßt seine Rechte unbewußt – vier Jahre trägt er den höchsten Tapferkeitsorden – über Tannenberg – Masuren, über die lange Reihe deutscher Erfolge, deutscher Siege, die langen Jahre hindurch bis zu dem heutigen 14. August –, da durchschneidet ein gellender Pfiff die Luft. Vorbeigerauscht sind die Träume, vorüber die unvergeßlich herrliche Zeit deutscher Größe, deutscher Kraft! Gebrochen ist der Bann des Augenblicks. Die rauhe, harte Wirklichkeit hat ihn wieder.

Ein Sonderzug fährt langsam in die Bahnhofshalle.

Türen werden aufgerissen. Heraus quellen feldgraue Uniformen, untermischt mit dem Schwarz mehrerer Bratenröcke.

Scharfe Kommandos, präsentierende Gewehre mit hellblitzenden Bajonetten, einsetzende Musik. In schlechter militärischer Haltung, hineingesteckt in die Uniform eines preußischen Generalfeldmarschalls, den Feldmarschallstab in nervöser Hast in der Hand schlenkernd, mit unstetem Gesichtsausdruck, kommt der österreichische Kaiser auf Wilhelm II. zu. Die übliche Zeremonie: Umarmung, Monarchenkuß und dann die weitere kurze, etwas sehr förmliche Begrüßung, die keinem der Beteiligten so recht aus dem Herzen kommt. Und was den Anwesenden nicht verborgen bleiben kann: zwei verschiedene Welten, die die bundesgenössische „Freundschaft" trennen. Seit den berüchtigten Sixtusbriefen ist das Vertrauen unwiederbringlich dahin.

Dann unter den Klängen frischer Marschmusik das Abschreiten der Front der Stabswachen. Und hinter verschlossenen Fenstern der umliegenden Häuser schauen die belgischen Bewohner auf den Platz, die Nasen platt an die Scheiben gedrückt, damit ihnen auch ja nichts entgehe. Grinsend die einen, verbissen die anderen, so verfolgen sie das Schauspiel. Aber in ihren Herzen regt sich der niedergetretene Stolz. Vier Jahre wie heimatlos auf eigenem Boden, diese Bedrückung über sich ergehen zu lassen, ist schwer, aber ist nicht da der kleine Funken Hoffnung, winkt nicht die baldige Befreiung, spricht nicht aus ihnen zugegangenen Berichten von belgischen, englischen und französischen Erfolgen der Sieg der Ententemächte? Wochen, Monate noch können es getrost sein, dann aber — und das behaupten sie felsenfest — dann werden die Fahnen wehen und die Glocken den

Sieg einläuten und Deutschland wird todesmatt am Boden liegen und zerbrochen sein! –

Die Wagen knattern. Man steigt ein: die Kaiser, der Feldmarschall, Ludendorff, der österreichische General v. Arz, der österreichische Außenminister Graf Burian und der alte Graf Hertling, der Kabinettsdirektor Ritter v. Seidel und der Staatssekretär des Auswärtigen v. Hintze, der Oberst-hofmeister Graf Hunyady, der deutsche Botschafter in Wien Graf Wedel, der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin Prinz Hohenlohe, Offiziere, Beamte, Adjutanten, Ordonnanzen. In eiliger Fahrt geht es dann die Rue de la Gare hinab, die Rue Royale entlang und wieder die Avenue du Marteau hinauf in die Quartiere am Südrand des Ortes.

Vor der schönen, hart an der Stadtgrenze von Spa gelegenen Villa Fraineuse hält die Wagenkolonne. Wie ein verwunschenes Schloß liegt der quadratische weiße Bau mit den großen Fenstern, die wieder aus einzelnen kleinen, beiderseits des Mittelbalkons zu Paaren angeordneten, zusammengesetzt sind, in dem weiten Park. Es regnet leicht. Nur ab und zu tropft es wie das regelmäßige Ticken einer Uhr von den Ästen, von dem dunkelgrünen Laubwerk der Bäume auf den nassen, grauen Kiesboden.

In den Räumen des kaiserlichen Quartiers gehen die Wogen der politischen und militärischen Auseinandersetzungen hoch. Eine starke Zumutung ist es für die deutschen Männer, für den einen wie den anderen, insbesondere für den General mit der unersättlichen Kraftnatur, für den Ringer und Dränger, den energischen, genialen Soldaten Ludendorff – diesem eben einunddreißigjährigen –, unter dem Einfluß der römischen Geistlichkeit und der mit unseren Feinden sympathisierenden Frauen seiner Umgebung stehenden

Kaiser entgegentreten zu müssen. Auf der einen Seite der makellose Feldmarschall und der selbständige, in Pflicht- und Überzeugungstreue Kampf und Reibung suchende, tatendurstige, schroffe General — auf der anderen Seite der schwankende, unzuverlässige Habsburger.

Einen breiten Raum nehmen neben den politischen Verhandlungen und solchen über demnächst einzuleitende Friedensschritte die militärischen ein. In einem der großen Räume mit dem befreienden Blick auf das weite satte Grün im Talgrund und die sanft ansteigenden Hügel mit den einzelnen, fast versteckt liegenden Sommervillen verhandeln der Generalfeldmarschall und der Erste Generalquartiermeister mit Generaloberst v. Arz.

Die österreichisch-ungarische Armee ist am Ende ihrer Kraft. Daraus kann der stets liebenswürdige, nie um ein gutes, freundliches Wort verlegene österreichische Generalstabschef keinen Hehl machen. „Ich kenne keine Schwierigkeiten!" das ist sonst sein Lieblingsausspruch, aber in diesen Stunden ist er noch nicht über seine Lippen gekommen.

„Nein, Euer Exzellenz!" und seine schwarzen Augen funkeln hinter den Klemmergläsern, „ich muß Ihnen die bestimmte Erklärung geben, daß über das Jahr 1918 hinaus Österreich den Krieg nicht weiterführen kann."

„Wir müssen uns darüber klar sein", Ludendorff nimmt wieder das Wort, „daß die Behauptung der Westfront für Österreich und uns das Entscheidende ist und nur sein kann. Verzichten Sie auf eine Wiederholung des von Ihnen aus dem Raume von Vittorio angesetzten Stoßes. Eine Offensive in Italien ist unnötig. Beschränken Sie

sich auf die Verteidigung. Lassen Sie uns gemeinsam unsere Kräfte an der Front gegen Westen einsetzen."

Arz, der anpassungsfähige Mensch, der sich in alle Lagen zu finden weiß, der „heitere, anregende Lebenskünstler, der sehr wohl in seiner dem frohen Lebensgenuß zugeneigten Natur Schwarz in Weiß umzudeuten versteht", er kann Ludendorff die Truppen zusagen:

„Selbstverständlich, Euer Exzellenz, was an mir liegt, soll geschehen. Von mir aus versprechen kann ich es, ob es durchführbar sein wird, wissen's, Euer Exzellenz, das bestimmt mein hoher Herr. Ich spreche es offen aus: an der Möglichkeit hat es auch im Frühjahr weniger gefehlt als an der Bereitwilligkeit. Aber der Kaiser, mehr noch die Kaiserin! Verstehen's! Nur das eine Wort: Bourbon-Parma!"

Noch ist allen die gemeingefährliche Handlungsweise des österreichischen Kaisers und sein Kanossagang im Mai des Jahres ins deutsche Hauptquartier in bitterster Erinnerung.

„Jawohl, Herr Generaloberst . . ."

und dabei schnellt Ludendorff aus seinem Sessel empor, durchquert mit großen Schritten den Raum, bleibt vor dem Österreicher stehen und gibt ihm zur Antwort:

„. . . hätten wir damals zehn österreichische Divisionen gehabt, dann hätte man sie in Frankreich an ruhigen Fronten einsetzen können, um andere Kräfte für den Angriff freizubekommen. So aber haben wir der Welt einen zweiten Marnerückzug geboten, haben keine endgültige Entscheidung herbeiführen können. Das ist unverantwortlich. Als wir uns um unseres österreichischen Brudervolkes

willen in den Weltkrieg stürzen mußten, da war das nicht nur die Erfüllung einer Freundschaftspflicht, sondern dazu zwang uns auch die Einhaltung und Heilighaltung des Bündnisvertrages mit Ihrem Lande. Wenn unsere, Ihnen in den schwierigsten Lagen zur Verfügung gestellte Hilfe, die uns selbst in große und immer größere Konflikte brachte, uns nicht nur nicht gedankt, sondern schmählich mißbraucht wurde, so soll dieser Vorwurf nicht den österreichischen militärischen Führer im Felde und den Soldaten treffen. Aber lassen wir das, Sie verstehen mich wohl. Ich habe da nichts hinzuzufügen!"

„Euer Exzellenz! Ich habe darauf nur eine Antwort, und das ist die, die ich seinerzeit Exzellenz v. Cramon gegeben habe: Es ist zuzugeben, daß wir überaus traurige Erfahrungen gemacht haben. Sie müssen dieses Unverständliche, das sich zugetragen hat, der Jugend und Unerfahrenheit des Kaisers zugute rechnen. Vergessen Sie dabei nicht die Einflüsse mit in Rechnung zu ziehen, denen der Kaiser ausgesetzt ist. Seine unglückselige Neigung, unter allen Umständen den Krieg zu beenden, bringt auch uns in einige Verlegenheit und wirkt auf die Dauer nur allzu deprimierend. Entschuldigungen gibt es leider nicht. Aber tun Sie mir einen Gefallen und fällen Sie nicht ein zu strenges Urteil über den Kaiser." –

Während hier lebhaft diskutiert wird, sitzt inzwischen in einem der anderen Zimmer der österreichische Minister des Äußeren Graf Burian neben dem jungen, weltfremden, in sich nicht gefestigten Kaiser Karl. Dieser macht aus seinen Sonderfriedensbestrebungen keinen Hehl. Im übrigen ziemlich wortkarg und verstimmt, wechselt er hier und da ein

kühles Wort mit Staatssekretär v. Hintze, dem Leiter der deutschen Außenpolitik. Die massige Gestalt des seinem Kaiser ganz und gar ergebenen Grafen, mit rundem, vollblütigem, in einen graumelierten Knebelbart auslaufendem Gesicht, ruht bequem, ein wenig leger, im dicken Polstersessel. Dem Ohr und den hinter schwarzumränderten Gläsern falsch dreinschauenden, blitzenden Augen aber entgeht nichts. Er weiß es, seinen unsteten Kaiser hat er ganz in seiner Hand, und mag der deutsche Oberste Kriegsherr auch noch soviel ernste Worte verschwenden, er muß, er wird nach seiner Flöte tanzen. Wie sagte doch neulich sein Herr und Gebieter, „der von ihm und seinen politischen Vorgängern zum Spielball stets wechselnder Einflüsse gemacht wird": „Wenn ich zu den Deutschen gehe, dann stimme ich ihnen in allem zu, und wenn ich nach Hause komme, dann tue ich, was ich will!" –

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Das Ergebnis der ganzen Monarchenzusammenkunft ist doch nur ein oberflächlich verkleisterter Riß. Von tiefer bundesbrüderlicher Freundschaft kann doch gar keine Rede mehr sein. Ich befürchte das Schlimmste. Diesen Österreichern traue ich nicht mehr über den Weg. Schade um Arz, er ist der einzige anständige Kerl. Den schätze ich!"

So äußert sich Ludendorff später zum Feldmarschall im Wagen.

In schneller Fahrt geht es zur rechten Hand am Pouhon-Brunnen und zur linken am Prachtbau des Kursaals vorbei, vorüber an den großen Hotels, wieder die Rue de la Gare empor zum kleinen roten Bahnhofsbau von Spa. Nach vorn noch einmal, nach Avesnes! Bis zur Auswirkung einer Frie-

densvermittlung, die in diesen Tagen beschlossen worden ist und durch eine neutrale Macht, die Niederlande, eingeleitet werden soll, wird die Oberste Heeresleitung bei ihren Soldaten an der Front sein.

Am nächsten Tage flattert auf Ludendorffs Arbeitstisch eine „Amtliche Mitteilung":

„Die erneute Zusammenkunft der erlauchten Souveräne hat das innige Einvernehmen und die völlige Übereinstimmung in bezug auf die politischen und militärischen Aufgaben wieder zutage treten lassen, auch die gleiche und treueste Auslegung des Bündnisses festgestellt."

Der Blick des Feldherrn geht hinaus aus dem großen Fenster, sucht Halt und haftet an dem blumenbunten Treibhaus am Ende des Gartens: – „Inniges Einvernehmen" – „völlige Übereinstimmung" – „treueste Auslegung des Bündnisses." Das ist das Tollste. Und weiter:

„Das Zusammensein der Monarchen war von der Herzlichkeit getragen, die ihren persönlichen Beziehungen wie den Interessen ihrer Völker entspricht. Die leitenden Staatsmänner und militärischen Spitzen haben eine gründliche und fruchtbare Aussprache gepflogen."

„Herzlichkeit?!" Die Welt will betrogen sein! Wer vermag Eisen und – Wachs zu einer brauchbaren Legierung zu verschmelzen? Phantastereien, Illusionen!

Knisternd faltet Ludendorff die „Amtliche Mitteilung" zusammen. Weg damit! Ad acta! –

„... In der Schlachtfront stehen wir überall in unseren neuen Stellungen."

Der General sieht auf den Entwurf des neuen Tagesberichtes. Rückzug! denkt er, das ist dasselbe, was man hier mit anderen Wortklauseln ausdrücken muß.

„Der Feind suchte gestern südlich der Straße Péronne—Cambrai mit starken Kräften an sie heranzukommen. Nachhuten stellten ihn zum Kampf, wichen überlegenem Gegner kämpfend aus und schlugen am Abend westlich der Linie Gouzecourt—Epéhy—Templeux heftige Angriffe ab. Beiderseits der Somme ist der Feind auch gestern nur zögernd gefolgt. Wir stehen mit ihm in Linie Vermand—St. Simon und am Crozat-Kanal in Gefechtsfühlung.

Nördlich der Aisne hat sich der Artilleriekampf verschärft. Westlich von Prémontre—Brancourt scheiterten starke Teilangriffe des Gegners. Südlich der Ailette hat sich der Feind an unsere Linien östlich von Vauxaillon herangearbeitet. Starke Angriffe zwischen Vauxaillon und westlich von Vailly, die sich bis zum Abend wiederholten, wurden abgewiesen. Zwischen Aisne und Vesle ließ die Kampftätigkeit nach ..."

Ohne aufzusehen, setzt der Erste Generalquartiermeister mit gewohntem Schwung seinen Namenszug unter diesen Heeresbericht vom 8. September 1918. Und dann ruht sein Blick noch einmal auf dem satten Grün der Rasenflächen des Gartens und seiner Anlagen.

Die untergehende Sonne wirft ihr rotes Gold auf die hohen Wipfel der alten Bäume, auf die dahinterliegenden Giebel der Häuser. Die Gedanken gehen zurück zum Morgen des 19. März des Jahres. Voller Hoffnung und Zuversicht betrat man damals diesen Raum. Wie zum Bersten gefüllt war die Brust mit Tatendrang, voller Spannung, voll Glücksgefühls nach Eintreffen der ersten großen Erfolge. Ein halbes Jahr ist es schon her und doch, es könnte gestern gewesen sein, so frisch und lebendig steht es im Gedächtnis, so kurz erscheint die Zeit. Sie war ja so voller welterschütternder Ereignisse, daß sie wie im Fluge dahineilte.

Aber dann kam der Zustand einer Akinesie, der Lähmung, der Bewegungslosigkeit. Wie verheerende Bazillen, wie das schleichende Gift einer Infektionskrankheit, die die menschlichen Körper zu Tode ermattet dahinsinken läßt, so ging es durch die Kompanien, die Batterien, die Regimenter, Divisionen, ganze Truppenverbände. Nicht weiter mehr, nicht einen Schritt mehr. Hier und dort flackert's noch einmal hell auf und sinkt dann wieder in sich zusammen. Aus der Akinesie wird eine Agonie, ein letztes vergebliches Kämpfen mit dem Dasein.

Zu schmerzlich ist es, das alles noch einmal im Geiste vorüberziehen zu lassen, was seit jenem naßgrauen Vorfrühlingsmorgen die Herzen bewegte. Nicht mehr daran denken, nicht weiter grübeln!

Und wiederum schaut Ludendorff auf den weißen Zettel, auf seine markige Unterschrift, die nichts verrät von seinem Kummer, seinen Sorgen und den trüben Gedanken, die jetzt sein Hirn durchjagen. Mit kurzem Ruck klappt er die Mappe zu, drückt auf den Knopf, damit sie abgeholt werde. Dann steht er noch einen Augenblick lang, seltsam beklommen geht

sein Blick über die grauen Wände, das Fenster, die Tür, all die kalten, toten, nichtssagenden Gegenstände. Und doch, wenn sie reden könnten, dicke Geschichtsbände würden sie füllen.

Vielleicht werden in einigen Wochen oder Monaten wieder französische Soldaten in diesem Raume leben. Sie werden von ihren Landsleuten erfahren, daß die beiden deutschen Feldherren hier gearbeitet haben. Sie werden die Nasen rümpfen, vielleicht sogar in diesem Zimmer, an diesem Hause ein Schild anbringen: „Von hier aus versuchten die Deutschen Hindenburg und Ludendorff im Jahre 1918 den Plan ihrer Welteroberung zu verwirklichen!" Ironisch lächelnd werden sie sich abwenden und halb verwünschend, halb befriedigt wird es zwischen festzusammengebissenen Zähnen herauszischen: Sacré nom d'un chien! —

Fort mit solchen Gedanken. Soweit sind wir noch lange nicht. Zu dem Haken an der Wand geht der General, nimmt Mantel und Mütze und Säbel. Und wieder ist es leibhaftig da, dieses Gespenst, als möchte es ihn festhalten: Bleibe! Ludendorff, halte durch! Seine Muskeln straffen sich, er geht hinaus.

Draußen im Korridor klappen Absätze aneinander, Sporen klirren. Graue Gestalten im Halbdunkel. Beim Anblick des Generals stehen sie wie die Bildsäulen. Unteroffiziere und Mannschaften, Ordonnanzen sind es, schon bereit, abzubauen, einzupacken.

Auf dem Kiesweg halten die Wagen. Der Feldmarschall steht stumm und in sich gekehrt vor dem offenen Schlag. Ludendorff geht die kurze Treppe langsam hinab auf Hindenburg zu, dann aber wendet er sich noch einmal um, steht einen Moment lang versonnen da, grüßt den Posten besonders ernst, läßt die Augen noch ein letztes Mal auf dem roten Hause

ruhen, als müsse er für immer Abschied nehmen von irgendetwas, das er liebgewonnen hat. Und in diese Stimmung hinein, die große Hoffnungen, heiße Wünsche, alles, worum man gekämpft und gerungen hat, für immer begräbt, läuten die Abendglocken von St. Nikolas einen wehmütigen Abschied. –

Beim Coiffeur Goire in der Avenue du Marteau in Spa geht das Gespräch um die endgültige Rückkehr der deutschen Obersten Heeresleitung aus Avesnes. Eine große Landkarte ist im Raum aufgehängt, und voller Freude, die sie hinter zusammengekniffenen Lippen verbergen, studieren die Belgier den langsamen Rückzug der deutschen Truppen und die Verfolgung durch die Armeen der Ententemächte. Siegesfreudig ist man hier, und die Augen leuchten beim Bekanntwerden der neuesten Berichte von der Westfront.

Die Tür geht auf, ein Zeitungsblatt schwenkt der alte M. Defossez in seiner Hand und seine Worte überstürzen sich: „L'Autriche veut la paix. Ici là!“ Und dann liest er laut mit erregter Stimme[1]):

„... läßt keinen Zweifel mehr darüber bestehen, daß alle Völker, auf welcher Seite sie auch kämpfen mögen, das baldige Ende des blutigen Kampfes herbeisehnen ... Ohne übertriebenen Optimismus kann wohl aus den Äußerungen verantwortlicher Staatsmänner mindestens soviel konstatiert werden, daß der Wille, zu einer Verständigung zu gelangen und den Krieg nicht ausschließlich durch die Macht der Waffen zur Entscheidung zu bringen, auch bei den alliierten Staaten allmählich doch durchzudringen be-

[1]) Ludendorff, Urkunden der Obersten Heeresleitung.

ginnt. Die k. u. k. Regierung ist sich dessen bewußt, daß nach den tiefgehenden Erschütterungen, die im Leben der Völker durch die verheerenden Wirkungen des Weltkrieges verursacht wurden, die ins Wanken geratene Weltordnung nicht mit einem Schlage aufgerichtet werden kann ... Doch ist es unsere Pflicht, den Weg der Verhandlungen zu betreten ...

... Nur ein Friede, der die heute noch auseinandergehenden Auffassungen der Gegner in einer gerechten Weise ausgleichen könnte, würde der von allen Völkern ersehnte Friede sein. In diesem Bewußtsein und unentwegt bemüht, im Interesse des Friedens tätig zu sein, tritt nun die österreichisch-ungarische Monarchie neuerlich mit einer Anregung hervor, um eine direkte Aussprache zwischen den einander feindlich gegenüberstehenden Mächten herbeizuführen ... Die österreichisch-ungarische Regierung hat daher beschlossen, allen Kriegführenden, Freund und Feind, einen von ihr für gangbar gehaltenen Weg zu weisen und ihnen vorzuschlagen, im freien Gedankenaustausch gemeinsam zu untersuchen, ob jene Voraussetzungen gegeben sind, welche die baldige Einleitung von Friedensverhandlungen als aussichtsvoll erscheinen lassen ..."

„Lumpenpack, verdammtes!"

Ein deutscher Unteroffizier mit dem Eisernen Erster und dem türkischen Halbmond am zerschlissenen Rock, den Arm in der Binde, unterbricht den Leser, der erschreckt zusammenfährt und ängstlich in die zornig aufgerissenen Augen des Feldgrauen schaut. Und alle die herumstehenden deutschen Kameraden stimmen ihm entrüstet zu. Nur einer, ein kleiner, unansehnlicher, schwarzhaariger Angehöriger der Kraftfahr-

truppen, beide Hände in den Hosentaschen, steht schweigend abseits. Verstohlen blinzelt er aus dunkelbraunen Augen auf die erregte Gruppe. Noch wagt er es nicht, den Mund aufzutun, aber aus seiner Rocktasche lugt „Der Vorwärts", das Hetz- und Schmutzblatt der deutschen Sozialdemokratie. – Später war er einer der ersten Matadore des Arbeiter- und Soldatenrates in Spa. Und das war jener Führer des Kraftwagens, der den Feldherrn Ludendorff und seine Mitarbeiter jeden Mittag und Abend vom Hotel Britannique zur Feldmarschallvilla fahren mußte, wo die Herren ihre Mahlzeiten einnahmen.

Frontsoldat war er nie gewesen, hatte einen „Druckposten", um den ihn mancher beneiden konnte, und dennoch – hißte er als erster im Großen Hauptquartier am 9. November die rote Fahne. –

Aufgefordert, weiterzulesen, krächzt der Alte:

„... Berge von alten Mißverständnissen ließen sich wegräumen, viele neue Erkenntnisse zum Durchbruch bringen, Ströme von zurückgehaltener Menschenfreundlichkeit würden sich lösen, in deren Wärme alles Wesentliche bestehen bliebe, dagegen manches Gegensätzliche verschwinden würde, dem heute noch eine übermäßige Bedeutung beigemessen wird.

Nach unserer Überzeugung sind alle Kriegführenden es der Menschheit schuldig, gemeinsam zu untersuchen, ob es nicht jetzt, nach so vielen Jahren eines opfervollen, jedoch unentschiedenen Kampfes, dessen ganzer Verlauf auf Verständigung weist, möglich ist, dem schrecklichen Ringen ein Ende zu machen.

Die k. u. k. Regierung möchte daher den Regierungen aller kriegführenden Staaten vorschlagen, zu einer vertraulichen und unverbindlichen Aussprache über die Grundprinzipien eines Friedensschlusses in einen Ort des neutralen Auslandes... Delegierte zu entsenden, die beauftragt wären, die Auffassung ihrer Regierungen... einander bekanntzugeben, sowie offene und freimütige Aufklärungen... zu erbitten und zu erteilen..."

„C'est la paix! — C'est la victoire!" Und alle anwesenden Belgier wiederholen: „C'est la victoire!" Die wenigen Deutschen aber, die Zeuge dieser Szene sind, stehen ergriffen und betroffen beiseite. Stumm öffnen sie die Tür zur Straße. Zerspringen möchte das Herz vor Schmerz und Empörung. Österreich-Ungarn bricht das Bündnis, sein Kaiser sein Wort! –

Die breite Treppe zum ersten Stockwerk des Hotels Britannique in Spa steigen zögernden Schrittes mehrere höhere Offiziere hinauf. Wenige Sekunden verhalten sie vor der Tür mit dem weißen Schild: Ludendorff, General der Infanterie, Erster Generalquartiermeister. Dann wird sie geöffnet und grelles Sonnenlicht, das in die Augen sticht, überflutet die feldgrauen Gestalten mit dem leuchtenden Generalstabsrot an Hosen und Aufschlägen.

An seinem Arbeitsplatz steht Ludendorff. Die frische Farbe seines Gesichts ist einer aschgrauen, fahlen gewichen und tiefe Sorgenfalten durchfurchen es. Dabei ist der Ausdruck derselbe energische, feste geblieben, nur noch etwas ernster!

Mit kurzem Gruß, und einen Händedruck mit dem Feldherrn wechselnd, so treten sie ein, die Chefs der Formationen

des Großen Hauptquartiers: der Generalintendant des Feldheeres General v. Eisenhart-Rothe, Generalmajor Hesse, der Chef des Nachrichtenwesens, und alle die anderen, einer nach dem anderen.

Dann wird die Türe geschlossen, und in die gedrückte Schwüle des Zimmers fällt in kurzen, knappen, abgehackten Sätzen die harte Stimme Ludendorffs:

„... Die Ereignisse in Österreich haben wir voraussehen müssen. Die Zweifel, die ich seit dem letzten Besuch des Monarchen hinsichtlich der Bundesgenossenschaft hegen mußte, haben sich bestätigt. Die Vorkommnisse in Bulgarien kommen uns zwar nicht überraschend, aber doch immerhin so ungelegen wie nur möglich. Eine selbständige bulgarische Armee existiert sozusagen nicht mehr. Die Lage auf dem Balkan kann sich nur noch von Tag zu Tag verschlechtern. Selbst wenn es uns möglich sein sollte, an der Westfront standzuhalten, so sind die Gefahren, die uns drohen, keine geringen. Es ist zu befürchten, daß Truppen der Entente von Mazedonien nach Konstantinopel gesandt werden, um den Türken in den Rücken zu fallen. Wie es um die Westfront steht, ist Ihnen, meine Herren, nicht unbekannt. Die Überlegenheit des Feindes macht sich täglich, ja stündlich in steigendem Maße bemerkbar. Die Zahl der Tanks, der Hyänen des Schlachtfeldes, wächst ins Ungemessene ...“

Die uns Menschen zur Verfügung stehende Sprache und Schrift sind freilich erbärmliche Hilfsmittel, um die Stimmung und die Situation auch nur im entferntesten wiedergeben zu können, wie sie in diesen Augenblicken auf diejenigen wirkten, die sie miterlebt haben.

Hochaufgerichtet steht der General in seiner ganzen wuchtigen Größe, nicht die kleinste Spur von Gebeugtsein oder Schwäche ist ihm anzumerken. Dann aber, als er den nächsten Satz ein wenig abgehackter, stockender hervorbringt, da packt ihn, den großen Mann mit dem starken, unbeugsamen Willen, der sich von Sentimentalitäten niemals unterkriegen läßt, doch eine tiefinnere Bewegung und Erregung:

„... Beispiellos, wie niemals in der Geschichte, kämpft und ringt der deutsche Offizier, der Soldat um jede Schrittbreite Boden. Tief bewegt mich die unübertreffliche Tapferkeit und Aufopferung von Führern und Truppen aller deutschen Stämme. Sie wehren sich wie die Löwen, sie achten nicht der Wunden, sie sterben im Glauben an des Volkes und Vaterlandes Größe. Möge es ihnen dermaleinst gedankt werden!

Andererseits versagen Divisionen, die stark beansprucht worden, abgekämpft und unter der Einwirkung zurückgekehrter, politisch verseuchter Urlauber kampfmüde geworden sind. Dazu kommt, daß die Grippe von der einfachsten Form bis zu unzähligen Fällen mit meistens tödlich auslaufenden Komplikationen wie nie zuvor grassiert. Die Zahl der Deserteure an der Front nimmt täglich zu. Unsere Verbündeten lassen uns im Stich. Ich kann es mir wohl versagen, alle diese einzelnen Momente ausführlicher zu behandeln.

Die Kriegführung an der Westfront hat jetzt in erster Linie auch wegen der furchtbaren Wirkung der Tanks den Charakter des Glücksspiels angenommen. Die Oberste Heeresleitung kann nicht mehr mit sicheren Faktoren rechnen."

Eine kleine Pause macht der Feldherr. Mit einem tiefen Atemzug wendet er seinen Blick eine kurze Spanne Zeit lang ab von den vielen Augen, die unverwandt auf ihn gerichtet sind, schaut zu Boden. Dann aber, mit einem kurzen Ruck, hebt er wieder den Kopf und fährt fort:

„Gestern, am Spätnachmittage, habe ich dem Herrn Generalfeldmarschall meine Gedanken über ein sofort in die Wege zu leitendes Waffenstillstands- und Friedensangebot nahegelegt. Mit tiefer Bewegung hat mir der Feldmarschall bestätigt, daß er mir schon vorgestern abend habe dasselbe sagen wollen.

So schwer es ist, meine Herren, wir müssen uns darüber nunmehr endgültig klar sein: uns verteidigen und kämpfen können wir noch bis zum letzten Mann, aber gewinnen können wir diesen Krieg nicht mehr. Die Lage ist unverkennbar ernst. Sie fordert einen ganzen Entschluß. Der Generalfeldmarschall und ich haben in der gestrigen Abendstunde diesen Entschluß mit voller Überlegung und nicht im Affekt gefaßt. Beide, der eine unabhängig vom anderen, waren wir einig in der Auffassung, daß es unsere Pflicht sei, so zu handeln."

Bei den letzten Worten hebt sich die Stimme des Generals so, als habe er noch die alte Frische wie einstmals vor Monaten, als man von hier aus, hoffnunggeschwellt und voller Zuversicht die Befehlsstelle der Obersten Heeresleitung in Avesnes bezog.

Noch immer, nachdem der General längst geendet hat, sind die Augen der Formationschefs auf die kerzengerade, keinen Augenblick schwankende Gestalt Ludendorffs gerichtet. Wie gebannt verharren alle auf ihren Plätzen. Wie von einer

Zentnerlast beschwert sind die Beine. Nur langsam kommt wieder Leben in die Gruppe, hier und dort löst sich ein Wort von trockenen Lippen. Was gibt es da noch viel zu drehen und zu deuteln. Ludendorff muß es ja wissen. Ernst und tiefbewegt, schleppenden Ganges, gehen sie der Ausgangstüre zu, verlassen die im Dienst für Heer und Vaterland ergrauten, nach dieser schicksalsschweren Stunde um Jahre gealtert erscheinenden Offiziere den Raum.

Ludendorff steht, von hellem Sonnenschein umstrahlt, sieht vor sich seinen am Boden gespenstisch langhingestreckten Schatten. Abwehrend löst sich sein Auge von ihm und fällt auf einen der Generäle. Der Generalintendant v. Eisenhart-Rothe ist es, sein treuer Mitarbeiter seit dem Januar 1915 im Osten. Sich den Kummer einem Kameraden und guten Freunde gegenüber vom Herzen reden, seine Sorgen mitteilen zu können, ist des Feldherrn Wunsch. Das beruhigt, das entlastet ein wenig, gibt Stärkung.

Und als der Generalintendant zum Schluß der Unterredung tieferschüttert fragt: „Exzellenz, wenn uns, wie zu erwarten steht, unerträgliche Bedingungen gestellt werden, dann hoffen Exzellenz doch mit mir, daß dann ein furor teutonicus im ganzen Lande ausbrechen wird, wie ihn der August 1914 gesehen hat, der uns befähigt, weiterzukämpfen, wenn auch bis zum Untergange?" Da strafft sich die hohe Gestalt des Generals, seine Augen leuchten hell auf wie nach einem errungenen Siege, und mit fester Stimme antwortet er: „Damit rechne ich und darauf hoffe ich ganz bestimmt[1]!" — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

[1]) v. Eisenhart-Rothe, Im Banne der Persönlichkeit.

Wilson? Wilson! Der Name geht in diesen Tagen und Wochen über den Erdball. Erhofft man von ihm eine Erlösung aus dem Dilemma? Ja. Auch der deutsche Kaiser und seine Ratgeber geben sich diesem Manne in die Hand. Das bedeutet nichts mehr und nichts weniger, als den Weg der Kapitulation gehen zu müssen. Seit dem 29. September 1918, dem Tage, als man im Hotel Britannique sich zum Waffenstillstandsangebot entschließen mußte, gab man den Krieg verloren.

In Wilson sieht man den ehrlichen Repräsentanten des großen Amerika. In Wilson erhofft man den Retter der alten Welt, auch den Retter des ehrlich kämpfenden, aber ehrlich unterlegenen Deutschland. Aber seine Noten reißen die Maske vom Gesicht dieses Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Hinter ihr grinst die Fratze eines üblen, hinterlistigen Lügners, eines schändlichen Heuchlers.

Die zweite Note des „Weltenschiedsrichters" ruft General Ludendorff nach Berlin. Am 17. Oktober findet eine „Kriegskabinettssitzung" statt – man könnte sie besser als „Kriegsgerichtssitzung" bezeichnen, in der die neue parlamentarische Regierung Kläger und der große Feldherr Ludendorff Angeklagter ist.

Drei feldgrau Uniformierte: Ludendorff, General Hoffmann und Oberst Heye, der jetzt Abteilungschef in der Operationsabteilung des Großen Generalstabes ist, auf der einen Seite. Auf der anderen: über ein Dutzend Regierungsvertreter, Parlamentarier unter Vorantritt einer „großherzoglichen Hoheit" als Reichskanzler.

Das Kreuzverhör beginnt, in dessen Verlauf der „Angeklagte" zum „Kläger" wird. Hart prasseln die Worte des

Feldherrn, dessen Genie es zu danken ist, daß die deutschen Truppen und die der Verbündeten einer ungeheueren feindlichen Übermacht mehr als vier Jahre nicht nur Widerstand zu leisten vermochten, sondern sogar Teile derselben zu Boden schlugen und den Kampfplatz allerorts in die feindlichen Länder verlegten:

„Der Krieg ist kein Rechenexempel. Es gibt im Krieg eine Menge Wahrscheinlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten. Was schließlich eintrifft, weiß kein Mensch. Es gehört zum Krieg Soldatenglück; vielleicht bekommt Deutschland doch auch wieder einmal Soldatenglück.
Ich kann Ihnen nur meine Überzeugung sagen. Die Verantwortung dafür, was ich sage, trage ich und habe sie getragen vier lange, schwere Jahre [1])."

Das sind kernige, das sind ehrliche Worte, die der Oberste Generalquartiermeister dem Prinzen Max entgegenwirft.

Und auf die Frage dieses Mannes: „Können wir im nächsten Jahre den Krieg unter besseren Bedingungen beenden als jetzt?" Da gibt es für Ludendorff nur eine Antwort:

„Jede Kraftanstrengung, die wir augenblicklich machen, verbessert unsere Lage ... Ehe wir durch diese Note Bedingungen auf uns nehmen, die zu hart sind, müßten wir dem Feinde sagen: Erkämpft euch solche Bedingungen. Sagt doch mal, was sollen wir eigentlich tun? Wenn ihr etwas gegen unsere nationale Ehre verlangt, uns kampfunfähig machen wollt, dann heißt es allerdings: Nein!"

Wie mag das Innerste des Generals sich dagegen gesträubt haben, mit einem Manne an einem Tisch sitzen zu müssen, dem

[1]) Ludendorff, Urkunden der Obersten Heeresleitung.

der Verrat an der Stirn geschrieben stand: Philipp Scheidemann.

Muß die Entwürdigung so tief, die Demütigung so weit gehen, daß ein deutscher Reichskanzler einen internationalen Schädling am deutschen Volksganzen auffordern muß, seine Auffassung über die allgemeine Stimmung mitzuteilen und Äußerungen über die hier gemachten Vorschläge zu tun? Gewiß, der kaiserliche Herr hatte diesen Mann zum Staatssekretär gemacht, hatte geglaubt, „daß Kaiseramt Dienst am Volke" sei: „So möge unser Volk aus dem Dunkel der Gegenwart mit festem Schritt eine helle Zukunft gewinnen!" Aber wer da glaubt, daß ein Philipp Scheidemann dazu beitragen könne, den Weg zum Licht, in die Zukunft zu weisen, der irrt.

Diese Stimme, die in Hunderten von Arbeiterversammlungen nicht einen deutschen Sieg über den Feind, wohl aber einen sozialdemokratischen Sieg über das deutsche Volk propagierte, die zu Streiks und Demonstrationen aufgewiegelt und getrieben hat, sticht dem General ins Herz, wie Peitschenhiebe martern die spitzen Worte sein Trommelfell:

> „Ich glaube gern, daß man noch Hunderttausende für das Heer mobil machen kann, aber man täuscht sich, wenn man glaubt, daß diese Hunderttausende die Stimmung im Heer verbessern würden. Das Gegenteil ist meine feste Überzeugung. Die Arbeiter kommen mehr und mehr dazu, zu sagen, lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende!"

Mit dieser erschütternden Bankerotterklärung schließt der „würdige" Vertreter der größten deutschen Arbeiterpartei, der in seiner Redaktionsstube seit jeher die Entnationalisierung

des deutschen Volkes bewußt betrieben hat, dessen Parteiblatt drei Tage später das stinkende Gift des marxistischen Völkerbetruges mit den Worten verspritzte: „Deutschland soll – das ist unser fester Wille – seine Kriegsflagge für immer streichen, ohne sie das letzte Mal siegreich heimgebracht zu haben!"

Ein Zucken geht um Ludendorffs Mund, seine Finger krampfen sich zur Faust: Arbeiter! Volk! Jawohl, darin schlummert eine Energie, die, zum Leben geweckt, Wunder wirkt, aber hütet euch, die Massen aufzupeitschen, sie zu blenden, zu täuschen, ihnen das Phantom einer „Zukunft in Schönheit und Würde" vorzugaukeln.

Nicht den „Unabkömmlichen", den Drückebergern, die da meinen: lieber einen Augenblick feige, als ewig tot! gilt sein Ruf, den er in den Raum schleudert, weil er das Volk besser zu kennen und zu verstehen glaubt aus Not und Tod der Schlacht als dieser im Solde Judas stehende Weltverbrüderer hier:

„Packen Sie das Volk! Reißen Sie es hoch! Es muß gelingen!" –

„Während der vier Kriegsjahre lebte ich nur für den Krieg. – Nun Schicksal nimm deinen Lauf!“

Am Fensterkreuz seines Berliner Quartiers lehnt am späten Abend des 25. Oktober 1918 General Ludendorff und läßt den Blick über die Millionenstadt schweifen, die in einer Flut von roten, violetten, grünen und gelben Lichtern verschwimmt.

So steht Ludendorff schon eine halbe Stunde in Schauen und tiefes Grübeln versunken. Bald wird die unendliche steinerne Metropole des deutschen Reiches zur Ruhe gehen. Sie kann noch nicht ahnen, daß in den nächsten zwei bis drei Wochen politische Unruhen sie schütteln, daß revolutionäre Haßgesänge, Flintenschüsse, Maschinengewehrgeknatter von den Mauern ihrer Gebäude widerhallen werden! Vor des Feldherrn geistigem, weitvorausschauendem Auge erstehen die grauenvollsten Bilder: Terror, Chaos, Bolschewismus!

Ludendorff legt die heiße Stirn an das kalte Scheibenglas. Wie von scharfen Krallen ergriffen, krampft sich das schnell schlagende Herz. Herrgott im Himmel! Daß eine Brust soviel Schmerz und Kummer zu fassen vermag! Und dann kommen Gedanken aus den Jugendtagen, aus der Vorkriegszeit, dem Anfang des Krieges und seinem weiteren Verlauf, aus den letzten schweren und nervenzermürbendsten Wochen und Monaten.

„Aber das Erschütterndste in meinem Leben ist doch das, was ich in den heutigen Abendstunden mitmachen mußte...“

– sagt er leise vor sich hin –

Mit der letzten Reichstagssitzung begann es. Die Schmähungen, die Vorwürfe und der Entrüstungssturm, die sich über ihn ergossen, über ihn, der Jahre hindurch an der Seite Hindenburgs der vergötterte Held der Massen gewesen. Nun brach die Meute los. Einer muß ja der Blitzableiter sein, an dem sich alles entlädt. Dann sieht er wieder und immer wieder vor sich das verknitterte Gesicht des Vizekanzlers v. Payer, dieses alten, graubärtigen Knackers, der heute abend an Stelle des „erkrankten“ Reichskanzlers Prinz Max von Baden mit dem Feldherrn verhandelte, hört immer und immer wieder den furchtbaren Ausspruch: „Ich kenne keine Soldatenehre!“ Das hat er ihm, dem Helden von Lüttich, dem Sieger unzähliger Schlachten, dem Vertreter der unbesiegten deutschen Armee entgegenzuschleudern gewagt! Seine Antwort ließ nicht lange auf sich warten:

„Dann, Euer Exzellenz, mache ich Sie und Ihre Kollegen für die ganze Schmach des Vaterlandes verantwortlich. Und ich warne Sie, wenn Sie es jetzt so gehen lassen, dann werden Sie in wenigen Wochen den Bolschewismus im Lande haben. Dann denken Sie an mich!“

Darauf v. Payer:

„Nun, nun, Euere Exzellenz, ich hege diese Befürchtungen nicht. Die Beurteilung dieser Verhältnisse müssen Sie schon mir überlassen, das verstehe ich besser.“

„Ich gehe meinen Weg!“ So pflegt der Feldherr zu sagen, und auch dieses Mal ging er seinen Weg. Und zu v. Payer:

„Es hat keinen Zweck, mit Ihnen, Herr v. Payer, weiter zu reden. Wir beide, Sie und ich, wir verstehen uns nicht und werden uns niemals verstehen, niemals zusammen-

kommen, wir leben in verschiedenen Welten. Ich breche hiermit das Gespräch ab."

In dieser Nacht findet der General keine Ruhe. –

Am frühen Morgen des nächsten Tages sitzt der Erste Generalquartiermeister vor dem Schreibtisch in der „Großen Bude", dem Generalstabsgebäude am Königsplatz in Berlin, und schreibt noch ganz unter dem Eindruck des am letzten Abend Erlebten sein Abschiedsgesuch. Die widerliche Szene im Palais des Vizekanzlers hat ihn zu tief getroffen, hat sein Innerstes erschüttert, seine Seele verwundet, das Reine und Edle seines Herzens verletzt. Auch ist er sich darüber klar geworden, daß die Regierung nicht fähig ist, weiterzukämpfen, einen für Deutschland ehrenvollen Frieden mit allen Mitteln zu erstreben, daß sie den Sieg gar nicht wünscht. Einer solchen Reichsvertretung will er als der sogenannte Kriegsverlängerer nicht im Wege stehen.

Als Feldmarschall v. Hindenburg kurz darauf ins Zimmer tritt und das Gesuch sieht, stutzt er und erklärt:

„Exzellenz, in dieser schweren Stunde ist es unsere Pflicht, die Ihrige wie die meinige, uns schützend vor die Krone zu stellen. Seiner Majestät, unserem Allergnädigsten Herrn haben wir unsere Treue geschworen. Wir dürfen ihn im Augenblick der Gefahr und jetzt erst recht nicht im Stich lassen. Gehen wir, dann bricht das Heer zusammen und damit fällt jeder Schutz für den Kaiser, bleiben wir, dann wollen wir alles tun, was in unseren Kräften steht, unserem Vaterlande einen ehrenvollen Frieden zu sichern. Ich bitte Sie daher, das Gesuch nicht abzusenden."

Ludendorff kämpft einen schweren, inneren Kampf. Soll

er dem Wunsche Hindenburgs nachgeben oder seiner Seelenstimmung folgen und fest bleiben? Wenn der Feldmarschall seinen Schutz für den Kaiser braucht, nun gut, dann will auch er, dann muß er bleiben! –

Aber das niederträchtige Spiel des international-freimaurerische, nicht deutsche Politik treibenden Reichskanzlers aus fürstlichem Geblüt, des „prinzlichen Totengräbers der Monarchie" und seiner schwärzesten bis knallrotesten Helfershelfer und Schildhalter hat den Kaiser bereits ganz in seine Netze verstrickt. Ludendorff hat vor dem Obersten Kriegsherrn und der Regierung zum Weiterkämpfen aufgerufen. Er hat den Sieg erringen wollen – die Volks- und Vaterlandsverderber Juda und Rom wollen ihn nicht: „Es darf nie wieder Geschichte werden, daß ein deutscher Kaiser als Sieger auf weißem Roß durch das Brandenburger Tor reitet!" Ludendorff hat für die Freiheit, für einen ehrenvollen Frieden gekämpft – Juda und Rom wollen weder das eine noch das andere. Sie können nur die Unterwerfung, die Demütigung, die Schande des deutschen Volkes und Vaterlandes wollen, um desto vorteilhafter in der Revolution, besser, in einer Revolte und ihren Folgeerscheinungen, für ihre internationalen Interessen einen fruchtbaren Boden zu gewinnen: „Deutschland soll – das ist unser fester Wille – seine Kriegsflagge für immer streichen, ohne sie das letzte Mal siegreich heimgebracht zu haben!" Diesem schandbaren Spiel fällt selbst der Kaiser zum Opfer. In dieser letzten Nacht zum 26. Oktober 1918 ist das Urteil über den Mann gesprochen, dessen Feldherrngenie das ganze deutsche Volk zu danken hatte, daß er die verheerende Geißel des Krieges von deutschem Boden ferngehalten hatte. Dieses Urteil lautet: Ludendorffs sofortige Entlassung.

Oberst v. Haeften übermittelt diese Forderung der deutschen Regierung an den Kaiser seinem Vorgesetzten General Ludendorff. –

Von hellem Sonnenglanz umflutet liegen das altersgraue Schloß und der Park Bellevue am Nordrand des Tiergartens. Sie sind alter Besitz der Hohenzollern und atmen Preußengeist. Hier ist der Lieblingsaufenthalt des Kaisers während seiner Anwesenheit in der Reichshauptstadt.

Ein feldgrauer Wagen fährt in raschem Tempo vom Generalstabsgebäude die Straße entlang über den Spree-Weg und biegt in den Ehrenhof des Schlosses Bellevue ein. Der Zeiger der goldenen Uhr in der Spitze des Mittelbaus geht auf die volle zehnte Stunde. In unbekümmerter Gelassenheit ruht das vom Prinzen August in der Schlacht bei Kulm erbeutete napoleonische Geschütz, der Acht-Pfünder „Le Drôle" auf seinem Sockel. Es hat über ein Jahrhundert preußisch-deutscher Geschichte auf diesem historischen Boden erlebt.

Die Posten präsentieren. Der Wagen steht. Hindenburg und Ludendorff steigen aus und schreiten durch das von zwei Laternenträgern flankierte Portal des rechten Eckrisalits.

Dann beginnt für Ludendorff die tragischste, die bitterste Stunde seines Lebens. Warum wird sie ihm nicht erspart? Muß das sein? Weil die noch unerkannten überstaatlichen Mächte sie zum Zwecke ihrer unheilvollen Propaganda benötigen, weil sie sich weiden wollen an der Tragik dieser welterschütternden Schicksalsstunde eines großen deutschen Mannes, weil ihre Anhänger Früchte sehen wollen ihrer unheilvollen Taten, weil doch ihr Gift töten soll! Ludendorff ist der

hartnäckigste, der schlimmste Feind, der Führer ihrer Gegenspieler. Er muß zunächst fallen, dann folgt die Masse von selbst. — Und er fällt.

Der Kaiser macht dem Feldherrn wegen des Wortlautes der Kundgebung an das Heer, gewissermaßen als Antwort militärischerseits auf die 2. Wilson-Note, die nicht Ludendorffs, sondern des Feldmarschalls v. Hindenburg Unterschrift trägt, Vorwürfe. Das aber ist nur ein äußerer Vorwand zum Sturz.

Der General glaubt nun ganz im Sinne der Unterredung am Morgen mit dem Generalfeldmarschall dem Kaiser antworten und entgegenhalten zu sollen:

„Euer Majestät, in der Stunde der Gefahr würde es für mich mehr als kränkend sein, sollte ich meinen Obersten Kriegsherrn und das Heer verlassen müssen. Ich fühle in mir die heilige Verpflichtung, augenblicklich mehr denn je, mich schützend vor Euere Majestät zu stellen, um so zu meinem Teil dazu beitragen zu können, Kaiser und Armee, denen ich mich allein verantwortlich weiß, beizustehen!"

„Mein lieber General . . ." — antwortet der Kaiser in ruhigerem Tone — „. . . Das ist nicht mehr möglich. Der Reichskanzler hat mir mitteilen lassen, er müsse die Kabinettsfrage stellen, wenn ich Sie nicht entlasse. Durch den Erlaß der Kundgebung an das Heer vom 24. 10. ist sozusagen eine Kanzlerkrise heraufbeschworen worden. Eine solche kann ich in diesem Augenblick nicht gebrauchen. Prinz Max hat von Ihrer Entlassung sein Verbleiben als Kanzler abhängig gemacht. Seit Wochen bin ich bemüht, das ganze deutsche Volk auf einer einheitlichen Basis zu sammeln und zu vereinigen. Wenn aber solche Kundgebungen

ohne mein Einverständnis und das des Kanzlers veröffentlicht werden, dann können meine Bemühungen nicht erfolgreich sein, im Gegenteil, dann droht alles wieder auseinanderzustürzen. Es bleibt kein anderer Weg, Exzellenz, als der Forderung des Kanzlers auf Ihre Entlassung zu entsprechen."

Der Blick Ludendorffs fällt auf den Feldmarschall. Der aber schweigt zunächst. Dann aber, als Ludendorff noch eine Sekunde lang zögert, fallen die Worte des Chefs des Generalstabes in die peinliche Stille des Augenblicks:

„Ja, Euer Exzellenz, wenn es der Wunsch Seiner Majestät ist, dann müssen Sie dem Wunsche Seiner Majestät entsprechen!"

Die Gestalt des Feldherrn Ludendorff aber strafft sich, seine Worte sind klar und ohne Umschweife:

„Euer Majestät, mit großem Schmerz ersehe ich aus den Vorwürfen Euerer Majestät, daß ich das Vertrauen Euerer Majestät nicht mehr besitze, und daß mein Wirken im Felde keine Gnade mehr vor den Augen Euerer Majestät findet. Ich darf daher Euer Majestät alleruntertänigst bitten, mich zu entlassen."

Hindenburg schweigt. Auch der Kaiser erwidert nicht sogleich. Dann aber spricht er kurz und abgehackt die wenigen unfaßbaren Worte:

„Wenn Sie gehen, tun Sie mir einen Gefallen. Sie erleichtern mir dadurch die Lage. Ich will jetzt versuchen, mir mit der Sozialdemokratie ein neues Reich aufzubauen."

Darauf der Generalfeldmarschall:

„Euer Majestät, wenn General Ludendorff geht, bitte ich, auch mich von meiner Stellung zu entbinden."

Doch das gibt der Kaiser nicht zu:

„Nein, Sie dürfen in dieser Stunde der äußersten Not das Vaterland nicht im Stich lassen. Sie müssen bleiben."

„Wenn Euer Majestät befehlen ..."

– so antwortet Hindenburg –

„... dann bleibe ich." – Und stellt damit das Vaterland über die Kameradschaft.

So opfert der Oberste Kriegsherr seinen befähigtesten, genialsten Heerführer, nicht ahnend, daß er sich damit das eigene Grab schaufelt.

Am Südrand von Spa liegt mit dem freien Ausblick auf die Hügel der Ardennenausläufer im Sonnenglast eines hellen Herbstsonntages das kleine, hübsche Landhaus Hill Cottage, das Ludendorff während seines Aufenthaltes in dieser Stadt als Wohnung diente. Der General sucht sich einen Weg zwischen Koffern und Kisten hindurch.

Er ist soeben von Berlin gekommen, um seine persönlichen Angelegenheiten zu ordnen. Hier steht eine eiserne Bildnisstatuette des Kaisers, der Monarch in ganzer Figur, in Helm und Umhang, die der Feldherr vor einem halben Jahre in Avesnes zu seinem 53. Geburtstage vom Obersten Kriegsherrn als Geschenk erhielt. Dort liegen auf der Tischplatte aufgeschichtet kleinere und größere, braune und schwarze Saffiankästchen. Auf weichem Samt ruhen darinnen die

vielerlei Auszeichnungen, die Ludendorff von deutschen Bundesfürsten und den Oberhäuptern der verbündeten Staaten verliehen wurden: Ordenssterne, Kreuze und Medaillen in Gold, Silber und Eisen. Daran die vielfarbenen Bänder vom helleuchtenden Rot und Blau und Grün bis zum schlichten Schwarz. Wehmütig und doch mit berechtigtem Stolz schaut der General die Ehrenzeichen an. Weiß doch jedes ihm etwas Besonderes zu erzählen: Das Bayerische Kommandeurkreuz des Militär-Max-Josefs-Ordens, die österreichische Eiserne Krone und das Militär-Verdienstkreuz neben dem Eichenlaub zum Pour le mérite, das er heute noch am Halse trägt, für die „Winterschlacht in Masuren". Der prächtige türkische Osmanié-Orden mit seinem glitzernden 7-zackigen Strahlensterne, dem goldenen Halbmond mit der Thoghra inmitten des purpurnen Mittelschildes.

Ein heller Mittagssonnenstrahl fällt auf den Stern des Großkreuzes des Roten Adlerordens mit Eichenlaub und Schwertern. Für die Einnahme von Riga heftete es sein Kaiser ihm an die Brust.

Dann klappt Ludendorff Kästchen auf Kästchen wieder zu und legt sie zu den anderen neben die Dokumentenmappen mit Ehrenbürgerbriefen und Doktordiplomen. So wandert alles das in die bereitstehenden Koffer und Kisten.

Draußen wartet der Wagen auf dem breiten Kiesweg. Zum Abschied drückt der General jedem der im Hause Anwesenden die Hand. Für jeden hat er noch ein dankbares Wort. Jedem schaut er noch einmal tief in die Augen, und mit fester Stimme ruft er ihnen allen zu: „Macht's gut, Jungs, bleibt treu und tapfer und auf Wiedersehen in glücklicheren Tagen!"

So spricht auch aus diesen Worten das „rein menschlich-verstehende Herz, das sogar von einer gewissen schönen Weichheit nicht freizusprechen ist". –

Die beiden alten Landsturmmänner zu seiten des Eingangs in das Grand Hotel Britannique, das Gebäude des Großen Generalstabes am oberen Ende der Avenue du Marteau, ziehen das Gewehr fest an, die Eisenbeschläge der Stiefelabsätze klappen aneinander. Schmal und klein ist der eine, hohlwangig und bleich sein Gesicht. Die blauen Augen liegen in tiefen, dunkelumränderten Höhlen. Der blonde Schnurrbart ist ungepflegt. Lang und hager und faltig ragt der Hals aus einer zu weiten Halsbinde. Der Uniformrock hängt um den ausgemergelten Oberkörper mit den herabfallenden Schultern. Eine knochige, sehnige, dickadrige Hand umfaßt den Gewehrschaft, und die Rechte legt sich krampfhaft gestreckt an die Naht einer abgeschabten Hose, die ein wenig unordentlich in schwarzen Schäften steckt.

Der Feldgraue ist Familienvater von sechs Kindern und Bauer eines kleinen Kottens in Marggrabowa in Ostpreußen. Beim Russeneinfall 1914 fiel alles in Schutt und Asche. Nach dem Siege bei Tannenberg, den er damals miterkämpfen half, konnten Frau und Kinder mit Unterstützung des Staates wieder aufbauen.

Daran denkt er, wenn der alte Feldmarschall und Ludendorff an ihm vorüber ins Gebäude schreiten, und er grüßt noch einmal so militärisch. Einmal hat ihn der Feldmarschall nach Heimat und Familie gefragt, und darauf gab er ihm freudestrahlend Bescheid. „Na, dann sind wir ja Landsleute!" hat ihm der Alte gesagt. „Wenn wir beide nach dem Kriege glücklich zu Hause sind, dann können wir ja bei einer guten Flasche unsere Kriegserinnerungen austauschen!" – –

Leicht gedämpftes Licht liegt in dem breiten Treppenhaus des Hotels Britannique, und eine schwere, eigene, kühle Luft füllt seine weiten Gänge. Die sonstige Vielgeschäftigkeit in diesem geheimnisvollen Hause ist einer auffallenden Ruhe gewichen. Nur hier und dort huschen ein paar Gestalten vorüber, unter deren Schritten der mit dicken Teppichen belegte Parkettboden leise knarrt.

Was bedeutet diese unheimliche Ruhe? Ist man in einem Sterbehaus? Diese Fragen würden sich jedem aufdrängen, der vordem dieses Gebäude betreten hat. Die Tür zu einem Arbeitszimmer öffnet sich und der auf den Korridor herausquellende Lichtkegel umfaßt die hohe Gestalt Ludendorffs. Ganz allein steht er, von der Lichtfülle umgossen, ein unvergleichliches und unvergeßliches Bild, nur einige Sekunden, dann ist es fort und den Augen des zufällig hier Beobachtenden entzogen.

Und dann geht Ludendorff von einem Mitarbeiter zum anderen, um sich zu verabschieden. Da senken die einen in verbissenem Schmerz die Augen und pressen nur ein letztes Lebewohl zwischen zusammengezogenen Lippen hindurch, da quillt es voller Empörung mit überschlagener Stimme aus der Brust der anderen. Zu diesen gehört auch Oberst Bauer: „Exzellenz, nehmen Sie das nächste Frontbataillon und setzen Sie die ganze Gesellschaft fest! Der Kronprinz muß Kaiser werden!" Und Ludendorff: „Das geht nicht. Ich bin preußischer Offizier. In diesem Augenblick hat Deutschland den Krieg endgültig verloren [1])!" –

[1]) v. Eisenhart-Rothe, Im Banne der Persönlichkeit.

Ein riesengroßer Lorbeerkranz mit einer Atlasschleife in den Farben des Reiches und einer Widmung des Chefs des Generalstabes des Feldheeres wird in den Fond des Kraftwagens gelegt, der vor dem Generalstabsgebäude wartet. Dann folgt der Feldmarschall selbst. Erschütternd langsam steigt er die kurze Treppe hinab. Er ist in Mantel und Helm, und seine rechte Hand hält den Feldmarschallstab. Das Antlitz ist von Kummerfalten durchfurcht, aschfahl, zerknittert, die Augen rot und trübe, wie von einem dünnen Schleier überschattet. Schwer fällt der große Körper in die Polster des Kraftwagens und der weiße Kopf senkt sich leicht auf die Brust hinab. Der Motor surrt. Hindenburg fährt zur Totenfeier seines Burschen, der ihm jahrelang in treuester Pflichterfüllung gedient, und den nun die Grippe dahingerafft. So hat der Feldmarschall an diesem Tage den Verlust seiner zwei Getreuesten zu beklagen: seinen Ersten Generalquartiermeister und seinen Sergeanten, den er auf seine Kosten in die deutsche Heimat befördern und dort bestatten läßt.

Zu später Nachmittagsstunde desselben Tages steigt General Ludendorff die Antrittsstufen des Sonderwagens des fahrplanmäßigen Zuges Spa – Berlin hinauf. Sein Blick geht über die Hügel und ein letztes Mal über die Häuser der Stadt, die nach einem sonnenhellen Tage ein graues Wolkendach überdeckt. Ein leiser Wind spielt mit den braunen Blättern der kleinen Bäumchen und dem Buschwerk am ansteigenden Ufer der Gleisanlagen, und leise beginnt es zu regnen. Wie eine Bildsäule steht Hauptmann Reiß, der Bahnhofskommandant, die Rechte grüßend am Helmrand. Ein kurzer

Pfiff, der Zug beginnt zu gleiten – und hinab nach Pepinster fährt der Feldherr Ludendorff allein der deutschen Grenze zu. –

Am Abend dieses Tages schreibe ich in tiefster seelischer Depression in mein Tagebuch:

„27. Oktober 1918. Ludendorffs Abschied im Großen Hauptquartier. Das ist das Ende!“

„Der Kampf ist zu Ende, der Kampf geht weiter für und um mein Volk!“

Ludendorffs Leben ist von allen Problemen, die der Mensch dem Mitmenschen bietet, wohl das allereinfachste: Feldherrngenie von ungeheuerster Aktivität, Kämpfer mit jeder Faser und jedem Herzschlag, stärkster Wille und stärkste physische Kraft. So m u ß t e e r in dem großen Kriege Geniales leisten!

Dieses Kraftgenie stärkster Aktivität konnte sich an der ungeheueren Aufgabe der Kriegsjahre den Ausmaßen seiner Natur gemäß entfalten und Ungeheueres wirken.

Daß der Feldherr nicht viele Freunde hatte, ist selbstverständlich bei diesem Fanatiker der Tat, der wenig Zeit zu Verbindlichkeiten hatte und auch seinem ganzen Wesen nach – dessen Eigenart seinem Werke zugute kam – es als Zeitverlust empfinden mußte, sich mit Dingen abzugeben, die nicht der Lösung seiner Aufgaben unmittelbar dienten.

Als ihm das Werk und die Weite seines Lebens genommen waren, da war sein Kampf keineswegs zu Ende. Noch hatte er nicht alle Karten ausgespielt. Als das deutsche Schicksal entschieden war, mußte der Feldherr Abschied nehmen von seinem Werk und seinem Wirken. Er nahm Abschied von seinen Soldaten, für die er seinen Lebtag lang gearbeitet, gestritten und gelitten hatte. Aber für ihn ist das Ende kein Ende. Deutschland, sein und unser Vaterland, ruht tief in seinem Herzen, in seiner Seele. Für ihn gilt als Höchstes

von allem auf dieser Welt immer und ewig das große, das freie Deutschland!

Genau zwei Wochen nach dem unseligen Tage, da man den Feldherrn „in die Wüste geschickt", bewahrheitet sich sein Ausspruch: „In 14 Tagen haben wir keinen Kaiser und kein Kaiserreich mehr!" Geheime Mächte, die damals von Ludendorff in ihrer Gefährlichkeit und Gemeinheit noch nicht in dem Umfange wie heute erkannt werden konnten, beseitigen den Herrscher eines der mächtigsten und kultiviertesten Staaten der Welt, nachdem das widerstandsfähigste Bollwerk seit langem durch die Maulwurfsarbeit untergraben und gestürzt worden war.

Die kriegssatte, sonst aber hungrige, sozialistisch-spartakistisch durchseuchte Menge wird der geeignetste Boden für artfremde Parasiten, für volksverderbende und rasseschändende Elemente. In Massen, ungeschminkt und rücksichtslos überwuchern die einen, getarnt, verstohlen, unter der Maske des „feinen Mannes" durchsetzen die anderen zuerst allmählich, dann immer stärker werdend, deutsches Leben und Wesen. In Wirtschaft und Kultur, in Handel und Wandel, in Geisteswelt, Politik und Presse setzt dieses volkspaltende, volkvergiftende Gesindel seinen Hebel an.

Ludendorff erkennt weit vorausschauend dieses schleichende Gift. Wie er als Feldherr im größten Kriege der Weltgeschichte seine Armeen gegen die Vielzahl der äußeren Feinde einsetzte, die Deutschland zu vernichten drohten, so wendet er sich nunmehr als Mahner, Bahnbrecher und Vorkämpfer des völkischen Gedankens an das deutsche Volk.

Generaloberst und Kriegsminister der Vorkriegszeit v. Einem, einer der Waffengefährten des Feldherrn, der

schon vor dem Weltkriege die militärischen Fähigkeiten Ludendorffs in richtiger Erkenntnis zu würdigen verstand und stets zum Ausdruck brachte, schrieb vor Jahren in einem Aufsatz:

„Er hat es nach dem Kriege nicht über sich gebracht, in Ruhe seine wunde Seele zu heilen. Auf der Suche nach den Schuldigen griff er leidenschaftlich alles an, wo er Schuld und Versagen witterte. Geschichtlich forderte er ein Jahrhundert in die Schranken, und die Geschichte allein wird entscheiden müssen, ob er damit recht hatte oder nicht!" —

In der weiten Einsamkeit des Parkes von Hesßleholmsgard in Schweden entstehen die Anfänge zu der schriftstellerischen und volksaufklärenden Tätigkeit Ludendorffs. Zwischen wildem Gestrüpp und bemoosten Felssteinen schreitet der Feldherr, in tiefes Grübeln und Nachdenken versunken, tagtäglich dieselben Wege. Hier formt er in leisem Selbstgespräch Worte und Sätze zu seinem ersten großen Werk „Meine Kriegserinnerungen". Hier entstehen die ersten Ansätze und Entschlüsse für den Kampf in Wort und Schrift gegen die Feinde im Innern des deutschen Vaterlandes, von dem er 4½ Jahre lang die äußeren ferngehalten hatte.

„Noch hat der Deutsche die Zeit zum Selbstbesinnen und zur Einkehr nicht gefunden. Es lastet zuviel auf ihm. Und doch kann er sich stolz aufrichten an den gewaltigen Taten seines Heeres und den Leistungen daheim. Aber er hat keine Zeit zu verlieren, aus den Geschehnissen, die zu seinem Unglück führten, zu lernen, denn die Weltgeschichte

schreitet unerbittlich weiter und zertritt die Völker, die sich in Uneinigkeit selbst zerfleischen."

So mahnt der Feldherr bereits in seinem Vorwort, also in den allerersten Zeilen seines ersten Buches zu Anfang des Jahres 1919, und nochmals mahnend schließt er seine Erinnerungsblätter:

„Gewaltig waren unseres Volkes Leistungen während der vier Kriegsjahre; sie geben beredtes Zeugnis von den in uns wohnenden, heute von der Revolution verschütteten Kräften. Ein Volk, das solches vollbracht, hat das Recht zum Leben. Möge es jetzt die Kraft haben, die Schlacken zu beseitigen, die es auf sich gehäuft; möge es die Männer finden, die verantwortungsfreudig wie die Führer im Felde mit starkem Wollen und hartem Willen es leiten und dem niedergetretenen Volksleben frischen und kräftigen Odem geben, Männer, die mit vertrauensvoller Gefolgschaft der Besten des Volks in schöpferischer Tat die nationalen, schaffenden Kräfte einen." –

Nach seiner Rückkehr aus Schweden nimmt Ludendorff zunächst in einer, ihm von einem seiner früheren Generalstabsoffiziere zur Verfügung gestellten Wohnung in Berlin die Verbindungen zu Männern auf, von denen er glaubt, daß sie solcher Taten fähig seien. Der Versuch mißlingt und scheitert daran, daß die wirklichen Taten und ein dazu notwendiges Organisationstalent der Kappisten in keinem Ver-

hältnis stand zu den großen und überzeugenden Worten, die vorher gesprochen und auch auf Ludendorff nicht ohne Eindruck geblieben waren.

In der Nähe von München, in Ludwigshöhe, schlägt Ludendorff späterhin sein Domizil auf. Kein Wunder, daß der Feldherr bald die Sendung Adolf Hitlers erkennt und sich mit ihm verbindet im Kampf gegen den „Geist von Weimar", die Kriegsschuldlüge, den Versailler Schandfrieden und all die Folgen und Auswirkungen artwidrigen Fremdwerks, undeutschen Wesens und Lebens überhaupt. Für die Wiedererstarkung deutschen Willens und deutscher Kraft findet er am 8. November 1923 im Bürgerbräukeller in München folgende Worte:

„Von der Größe des Augenblicks überrascht, stelle ich mich der deutschen nationalen Regierung zur Verfügung, und es wird mein Streben sein, die alte schwarz-weiß-rote Kokarde wieder zu Ehren zu bringen. Es geht um das Ganze! Es gibt für keinen deutschen Mann, der diese Stunde erlebt hat, ein Zaudern mehr. Es gilt, nicht nur mit dem Verstande, sondern mit vollem deutschen Herzen einzutreten!" –

„Der Kampf geht weiter für und um mein Volk!"

Vor der Feldherrnhalle in München krachen am 9. November 1923 die Schüsse eines feigen „Dreimännerkollegiums", der Bevollmächtigten einer sogenannten „nationalen" Regierung. Heimtückischem Verrat und schmählichem Wortbruch fallen 16 der treuesten Kämpfer Adolf Hitlers zum Opfer. Ludendorff selbst entgeht wie der Führer nur wie durch ein Wunder den mörderischen Kugeln.

Er muß leben, denn seine Arbeit ist noch nicht zu Ende. In seinem bescheidenen Heim in Tutzing reiht der Feldherr und Reformator Ludendorff Wort an Wort, fügt Satz an Satz, sendet seinen Mahnruf in das deutsche Land und senkt ihn in die deutschen Herzen.

Die Feinde, die dem Feldherrn von ehedem die Führung des Heeres aus der Hand nahmen, hat er erkannt. Freimaurer-, Juden-, Jesuitenmacht, alles in allem, die „überstaatlichen Mächte", sind seine Gegner.

So kämpft Ludendorff mit den Waffen des Geistes um des deutschen Volkes Seele. Und diesen Kampf gibt er nicht auf, denn sein Leben war und bleibt Kampf! Und wie es eine Besonderheit Ludendorffscher Kriegskunst gewesen ist, nicht nur einen „ordinären Sieg" zu erringen, der dem Gegner noch irgendeine Möglichkeit zum Entweichen bot, sondern ihn durch kühne Entschlüsse oder durch wohldurchdachte strategische Umfassungsmanöver völlig zu vernichten, so wird er sich auch in seinem Kampf um die deutsche Seele mit einem „ordinären Siege" nicht zufrieden geben. Das litte sein Unerbittlichkeitsfanatismus nicht.

„Ich gehe meinen Weg", sagt er, und er geht ihn fest entschlossen um des ewigen Deutschland und seines herrlichen Volkes willen!

Nachwort

Im Jahre 1919 wurde von einem Sozialdemokraten in Berlin vor seinen Genossen das Wort gesprochen: „In zwanzig Jahren wird das deutsche Volk die Parteien verdammen, die sich rühmen, die Revolution gemacht zu haben." Könnte dieser Ausspruch nicht auch heißen: „In zwanzig Jahren wird das deutsche Volk die Parteien und Männer verdammen, die sich rühmen, den Sturz eines der größten Feldherren der deutschen Geschichte auf dem Gewissen zu haben?" –

Von diesem und jenem hat das vorliegende Buch mit seinen Ausschnitten aus der Feldherrntätigkeit des Ersten Generalquartiermeisters im Großen Hauptquartier erzählt und soll bestimmt sein, einen Beitrag dazu zu liefern, daß der Name Erich Ludendorff seinen Verdiensten gemäß von allen deutschen Volksgenossen in Ehren und mit Stolz genannt werde!

Es erscheint mir zweckmäßig, zum guten Schluß noch die Darstellungen eines früheren Mitarbeiters und Untergebenen des Feldherrn folgen zu lassen, der schon vor dem Kriege und dann während desselben Tür an Tür mit Ludendorff zusammengearbeitet hat. Ich habe diesen ehemaligen Generalstabsoffizier in diesen Tagen aufgesucht, habe seinen Schilderungen gelauscht und will in Verbindung mit seiner mir übergebenen Niederschrift ergänzend das Gehörte wiedergeben, weil das Urteil dieses langjährigen Mitarbeiters für sich beanspruchen kann, der Wahrheit über unseren großen Feldherrn am nächsten zu kommen:

„... Ludendorff ist ein Mensch von eisernem Willen, gepaart mit größtem Können. Er ist unzweifelhaft ein Genie! Blitzschnell in der Auffassung, unerbittlich scharf in der Logik, von unermüdlicher Arbeitskraft. Es war für alle seine Untergebenen eine Lust, unter ihm tätig zu sein. Allerdings duldete er nie Menschen in seiner Umgebung, die sich nicht rückhaltlos in den Dienst der Sache stellten. Untergebene, die nicht ihr Letztes hergaben, konnten nicht unter ihm leben. Solche fanden sich kaum. Die Generalstabsschulung ließ sie nicht aufkommen.

Ludendorff war im Dienst ernst, aber von gewinnender Liebenswürdigkeit. Einer seiner stärksten Vorzüge war seine sich gleichbleibende Ruhe und Sachlichkeit auch in den allerkritischsten Augenblicken. Er hatte Nerven von Stahl. Er ertrug durchaus Widerspruch, wenn er in angemessener Form erfolgte. Ich habe es häufig genug erlebt, daß er nach einem Vortrag seine eigene Ansicht fallen ließ und sich der des Vortragenden anschloß ..."

Der Erste Generalquartiermeister legte den größten Wert darauf, die Stimmung an der Front durch von ihm dorthin entsandte Generalstabsoffiziere oder lieber noch durch die Frontoffiziere selbst zu kennen und von dort Anregungen zu erhalten. Besonders während des Sommers 1918, als sich die Oberste Heeresleitung in Avesnes befand und eine Krise die andere an der Westfront ablöste, sprach der Feldherr den Wunsch aus, man möge bekanntmachen, daß es den Offizieren an der Front gestattet sei, ihre Sorgen, Anliegen und Wünsche direkt brieflich an den General gelangen zu

lassen. So geschah es auch. Unter den eingehenden Briefen befand sich auch der eines Hauptmanns, der seine Eindrücke und seine Besorgnisse in offener, teils recht scharfer Weise zum Ausdruck brachte. Ludendorff freute sich über solche Offenheit und gab Befehl, daß der Offizier sofort zu einer freien Aussprache ins Hauptquartier beordert werde. Nach einigen Tagen meldete sich der Hauptmann, in seiner vom Dreck des Unterstandes und Schützengrabens nur notdürftig abgeputzten Uniform pflichtgemäß, aber ein wenig bedäppert bei dem Major der Operationsabteilung, Freiherrn v. dem Bussche.

Sehr erstaunt war er, als er mit den freundlichsten Gesten und Worten gebeten wurde, zunächst in einem für ihn bereitgestellten Quartier auszuruhen, ein Bad zu nehmen, die kommende Nacht gut zu schlafen und dann am nächsten Morgen um 11 Uhr bei Seiner Exzellenz zum Vortrag zu erscheinen. Ludendorff hat dann lange und ausführlich den Schilderungen des Fronthauptmanns zugehört und Gelegenheit genommen, besser als durch große schriftliche Berichte, die Stimmung an der Front zu erfahren. Am Mittag saß der so geehrte Hauptmann zwischen dem Feldmarschall und dem so oft verkannten General Ludendorff, von dem so gern gesagt wird, daß er ein Herz von Stein habe, daß er keinen Widerspruch dulde, daß er ein Gewaltmensch sei.

„... Waren große Entschlüsse zu fassen, hörte er die Meinungen seiner Abteilungschefs und der ihm nahestehenden jüngeren Offiziere seines Stabes, widerlegte dann und wann und ließ seine eigene Meinung durchblicken. Dann brach er ab. Zur gegebenen Zeit erfolgte sein Entschluß in kurzer, prägnanter Form. Er übernahm und trug dann die volle Verantwortung. Ich habe nie gehört oder gemerkt, daß er, falls alles schief ging, auch nur einen Bruch-

teil der Verantwortung auf andere Schultern lud. Hindernisse, die sich innerhalb seines Befehlsbereiches ihm entgegenstellten, kannte er nicht. Sein Wahlspruch war: „Der *Wille* macht's.“ Mit seinem zähen Willen überwand er alle Schwierigkeiten. Er ließ nie locker. Ging es am Abend nicht auf die eine Art, hatte er sicherlich am nächsten Morgen einen neuen Weg gefunden, um zum Ziel zu kommen. *Ich habe ihn nie mutlos gesehen. Seine Art zu arbeiten* erregte immer von neuem Erstaunen. Ein Blick, ein Hinhören genügte für ihn, um im Bilde zu sein. Sein *phänomenales Gedächtnis* auch für jahrelang zurückliegende Dinge erleichterte es ihm, über die mannigfaltigsten Materien zu hören und zu urteilen ...“

Während des Vortrages seiner Offiziere wies der General des öfteren auf weit zurückliegende, aktenmäßig festgelegte Berichte, sogar einzelne Sätze. „Sehen Sie nach, vor etwa soundso viel Jahren, etwa bei dieser oder jener Angelegenheit wurde es niedergelegt, in dem und dem Schriftsatz, in der und der Akte, oben rechts auf der Seite steht es.“ Man suchte und suchte wieder und fand es tatsächlich, wie es Ludendorff angegeben hatte.

„... Sachen, die ihn interessierten, beherrschte er in kurzer Zeit.

Ludendorfff ist einer von den ganz wenigen, die das gehalten haben, was sie versprachen. *Je länger man ihn kannte, je mehr man in ihn hineinsah, desto mehr wuchs er.*

Menschlich und außerdienstlich war er das Oberhaupt eines sich nahestehenden Kreises. Lauteren Charakters gab er den harmonischen Ton an, der in seinem Stabe herrschte, dabei hatte er ein Herz für persönliche Fragen, volles Verständnis für jeden Wunsch seiner Untergebenen. Keinen ließ er mit unerfüllter Bitte aus seiner Stube. Bei Tisch neckte er gern. Wie herzlich konnte er lachen, wenn Herren seiner Umgebung auf einen Scherz, ein Witzwort hereinfielen!

Viele werfen ihm Eitelkeit vor. Welche Verkennung! Er wollte für sich, was ihm gebührte. Er ließ sich nicht gern zurücksetzen. Aber wie kann man einem Menschen Eitelkeit vorwerfen, der vier Jahre lang Deutschlands Heere von Erfolg zu Erfolg führte, dabei ganz im Hintergrunde blieb. Er ging jeder Anfeierung aus dem Wege. Wo er öffentlich erscheinen mußte, brach er schnell ab und kehrte an seinen Arbeitstisch zurück ..."

Wenn ihm zugejubelt wurde, wenn in Veranstaltungen oder in der Presse ihm gehuldigt wurde, dann wies er solche Ovationen von sich und äußerte seiner Umgebung gegenüber: „Der Krieg ist ja noch lange nicht zu Ende. Ich will nicht, daß ich gefeiert werde, dazu ist ja nach dem Kriege noch Zeit, wenn er glücklich überstanden ist."

„... Sein Verhältnis zum Feldmarschall war denkbar gut. Zwischen den beiden Männern bestanden bis zum 26. Oktober 1918, dem Tage, an dem sie getrennt wurden, die herzlichsten Beziehungen, vollstes Vertrauen und Einvernehmen. Ich kenne keinen Fall, wo der Feldmarschall dem Ludendorffschen Rat entgegengehandelt oder versucht hätte, Entschlüsse umzustoßen. Dann und wann liest man,

Ludendorff habe aus Ehrgeiz den Krieg geführt oder verlängert. Eine schuftige Verleumdung! Bei Kriegsausbruch stand er vollständig abseits. Er war Brigade-Kommandeur in Straßburg, beschäftigt mit den umfangreichen Vorarbeiten zu einer Mehl- (Verpflegungs-) Reise. Er hatte auf die handelnden Männer in Berlin keinen Einfluß. Zwei Jahre hütete er unter schwersten Bedingungen mit kargen Kräften die Ostmark. Dann berief ihn der Kaiser, als wir im August 1916 am Rande des Abgrundes standen, zur Führung. Mit gewaltiger Energie stellte er die Lage her und führte die Mittelmächte zu neuen Erfolgen. Die Nachwelt wird einst staunen, wenn sie erfährt, mit wie geringen Mitteln der Feldzug in Rumänien 1916, gegen Italien 1917 geführt wurde. Welche Kühnheit und Verantwortungsfreudigkeit zu solchem Wagen gehörte!

Seit Ludendorff die Geschicke in der Hand hatte, dachte er nur daran, den Krieg zu enden. Er war keineswegs verhärtet gegen die Leiden seines Volkes, er hatte *ein weiches Herz und litt unter all den furchtbaren Opfern*, die jeder Tag von uns forderte ..."

Der Sohn seiner Frau aus erster Ehe, Erich Pernet, hatte, wie sein bereits im Herbst 1917 gefallener Bruder Franz, zu Anfang der großen Westoffensive im März 1918 als Fliegeroffizier den Tod gefunden. Die Leiche, die zuerst trotz eifrigster Nachforschungen nicht aufgefunden werden konnte, hatten die Engländer mit einem anderen deutschen Fliegeroffizier zusammen, nur in eine Zeltbahn gehüllt, der blutgetränkten Erde Flanderns übergeben. Der Ortskommandant von Nesles fand das Grab. Ludendorff verfügte

darauf, daß die Leiche zunächst in Avesnes beigesetzt werden sollte. Dort stand der einfache Sarg dann in der Leichenhalle des Soldatenfriedhofes unter frischem Grün und Lorbeerbäumen. Ludendorff, der seinen Stiefkindern in herzlicher Liebe zugetan war, hatte der Tod seines Sohnes Erich tief erschüttert. Nach dem Mittagessen verschwand der General heimlich. Ein Offizier, der ihm folgte, sah ihn dann regelmäßig in die Leichenhalle gehen und am Sarge des Gefallenen einen Augenblick verweilen.

Die Wenigsten ahnten, was für ein weiches Herz in der Brust Ludendorffs schlug, ja, war das nicht vielleicht das Beste, sein Herz? Seine Mitarbeiter und Untergebenen wissen das allein, nicht die Schwätzer und Verleumder, die gewissenlosen Vaterlandsverräter, die gedankenlos das „Blutsäufer und Schlächter", das „Hazardeur" in das irregeführte Volk hineinwarfen oder nachplapperten! Wer das von dem prachtvollen Soldaten des deutschen Heeres zu sagen wagte, für den wäre eine Kugel noch zu schade gewesen!

„... Aber er war sich darüber klar, daß der Krieg nur mit Sieg oder Niederlage enden konnte. Wie oft sagte er: „Zeigen Sie mir einen Weg zum Frieden, ich bin sofort bereit, ihn zu gehen." Aber der Weg war nicht da, weil die Entente den Krieg führte, um Deutschland zu vernichten, weil die Entente dies Ziel mit unerbittlicher Folgerichtigkeit verfolgte. So blieb für den sein Vaterland glühend liebenden Feldherrn nichts anderes übrig, als die Kräfte des Volkes aufs höchste zu spannen, um den Sieg zu erringen. Leider fand er bei den heimischen Behörden, abgesehen vom Kriegsministerium, weder

das nötige Verständnis noch die nötige Hilfe. Immer mußte er die Heimat zu diesem oder jenem veranlassen, dies oder jenes fordern, dies oder jenes durchsetzen. Das gab dann das Geschrei vom Diktator Ludendorff. *Wenn er es doch gewesen wäre!* Wieviel leichter war dann die Kriegführung. *So kämpfte Ludendorf allein*, nicht nur gegen eine Welt von Feinden, *er führte einen viel erschöpfenderen und aufreibenderen Kampf gegen die Indolenz und den Widerstand der heimischen Ministerien.* Die Schrift des Oberst Bauer: „Konnten wir den Krieg vermeiden, gewinnen, abbrechen?" trifft den Nagel auf den Kampf. *Es war vielleicht der einzige Fehler Ludendorffs, daß er nicht die diktatorische Gewalt an sich riß*[1]). *Hieran hinderte ihn sein loyaler, königstreuer Sinn...*
...Ludendorff ... ist ebenbürtig den größten Feldherren aller Zeiten. Er hatte das Unglück, ... daß der deutsche Heldensinn dem Hunger und der feindlichen Lüge unterlag ..."

[1]) „Viele Menschen waren schon mit dem Vorschlag meiner Kanzlerschaft an mich herangetreten. Dieser Gedanke war verfehlt, wenn auch gut gemeint ... Deutschland brauchte einen Diktator, der in Berlin und nicht im Großen Hauptquartier saß ... Ich konnte die Aufgabe nicht übernehmen. Im Kampf mit mir selbst wurde ich mir darüber klar. Nicht Scheu vor Verantwortung hielt mich zurück, sondern die klare Erkenntnis, daß eine Menschenkraft nicht ausreicht, das Volk in der Heimat und das Heer am Feinde in diesem Volks- und Weltkriege allen Widerständen und Reibungen zum Trotz, denen ich als Vertreter des berüchtigten Militarismus überall begegnet wäre, gleichzeitig zu führen ... Eins war allerdings gewiß, die Macht gehörte in eine Hand."
(Ludendorff, Meine Kriegserinnerungen.)



